
Kulturerhalt in Ostdeutschland

Andreas Hoffmann (Hrsg.)



ZEIT-Stiftung
Ebelin und Gerd Bucerius

Inhaltsverzeichnis

4 Zum Geleit

6 Denkmalschutz in Ostdeutschland seit 1945

- 8 Denkmalschutz in der DDR
- 12 Denkmalschutz in den neuen Bundesländern nach der Wiedervereinigung

14 Wirkungsstätten bedeutender Komponisten in Ostdeutschland

- 20 Das Bach-Archiv Leipzig mit dem Bach-Museum, Sachsen
- 24 Das Händel-Haus in Halle, Sachsen-Anhalt
- 28 Das Heinrich-Schütz-Haus in Weißenfels, Sachsen-Anhalt

32 Domschätze und historische Bibliotheksbestände an der Straße der Romanik in Sachsen-Anhalt

- 38 Die Merseburger Domschatzkammer
- 42 Die Naumburger Domschatzkammer
- 46 Die Stiftsbibliothek in Zeitz

50 Denkmalschutzte Sakralbauten aus dem Programm »Kulturerhalt in Ostdeutschland«

- 58 Die Kirche St. Stephani zu Aschersleben, Sachsen-Anhalt
- 60 Die Unterkirche St. Georg in Bad Frankenhausen, Thüringen
- 62 Die Kirche St. Nikolai zu Bauer, Mecklenburg-Vorpommern
- 64 Die Kirche St. Petri in Erfurt-Büßleben, Thüringen
- 66 Die Kirche St. Marien zu Greifswald, Mecklenburg-Vorpommern
- 70 Die Alte Synagoge Hagenow, Mecklenburg-Vorpommern
- 72 Die Dorfkirche in Kloster Wulfshagen, Mecklenburg-Vorpommern
- 74 Die Kirche St. Michael in Krummin, Mecklenburg-Vorpommern
- 76 Die Stadtkirche »Unserer Lieben Frauen« in Meiningen, Thüringen
- 80 Die Kirche St. Georgen in Parchim, Mecklenburg-Vorpommern
- 84 Die Kirche St. Marien in Plau am See, Mecklenburg-Vorpommern
- 88 Die Kirche St. Marien zu Rostock, Mecklenburg-Vorpommern
- 92 Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster in Rühn, Mecklenburg-Vorpommern
- 96 Die Kirche St. Cyriakus in Tauhardt, Sachsen-Anhalt

**98 Die Ausstattung denkmalgeschützter
Sakralbauten aus dem Programm**

»Kulturerhalt in Ostdeutschland«

- 104 Die barocken Deckenmalereien und die
Empore in der Kirche St. Nikolai in Bösenrode,
Sachsen-Anhalt
- 106 Die Kanzel in der Kirche Dargitz,
Mecklenburg-Vorpommern
- 108 Der Passionsaltar von Jan Borman dem
Jüngeren in der Pfarrkirche St. Marien
in Güstrow, Mecklenburg-Vorpommern
- 110 Das Epitaph für den Rechtswissenschaftler
Benedict Carpzov aus der Universitätskirche
St. Pauli in Leipzig, Sachsen
- 112 Der Orgelprospekt in der Kirche St. Nikolai
in Serrahn, Mecklenburg-Vorpommern
- 114 Die barocke Inneneinrichtung der Kirche in
Tribohm, Mecklenburg-Vorpommern

116 Anhang

- 118 Übersichtskarte
- 119 Weitere Projekte des Programms
»Kulturerhalt in Ostdeutschland«
- 120 Impressum / Bildnachweis

Zum Geleit

Mit ihren Denkmalpflegeaktivitäten will die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucierius aus der Fülle erhaltenswerter Kulturzeugnisse jene gezielt bewahren, die auch die kulturelle Gegenwart und Zukunft bereichern. Deshalb engagiert sie sich für die Denkmalpflege in Ostdeutschland, sie initiiert und unterstützt Projekte, die denkmalgeschützte Gebäude in den neuen Bundesländern restaurieren; zudem fördert sie konservatorische Maßnahmen in Bibliotheken mit bedeutenden historischen Beständen.

Ein Blick auf die ostdeutsche Kulturlandschaft zeigt, dass auch nach mehr als 20 Jahren deutscher Einheit die Auswirkungen der Teilung Deutschlands auf denkmalpflegerischem Gebiet längst noch nicht behoben sind. In der DDR wurde 1975 ein Denkmalschutzgesetz erlassen, wonach die Erhaltung eines Objekts im Interesse der sozialistischen Gesellschaft liegen musste. Denkmäler sollten »der Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins, der ästhetischen und technischen Bildung sowie der ethischen Erziehung dienen«. Für den Denkmalschutz in der DDR waren das zentrale Institut für Denkmalpflege und seine Außenstellen sowie der angegliederte VEB Denkmalpflege zuständig.

So sehr die DDR bemüht war, die Kultur als staatliche Aufgabe zu pflegen, so sehr hat man, gerade dort, wo im Falle der Dorfkirchen und Sakralbauten politische und ideologische Implikationen Zurückhaltung nahelegten, festzustellen, dass die Denkmalpflege in Ostdeutschland einen Rückstand von Jahrzehnten gegenüber der Situation in Westdeutschland hat. 40 Jahre DDR-Vergangenheit haben den Kulturdenkmälern in den neuen Bundesländern besonderen, teils irreversiblen Schaden zugefügt. Auch heute sind zahlreiche denkmalgeschützte Objekte in den ostdeutschen Bundesländern in ihrem unmittelbaren Erhalt gefährdet, manche gar vom Einsturz bedroht. Es bleibt eine gewaltige Aufgabe, die so vielfältige Kulturlandschaft in den fünf neuen Bundesländern Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen zu sanieren

und damit auf Dauer zu erhalten. Mit ihrem in dieser Publikation dokumentierten Engagement für die Wirkungsstätten großer Komponisten in Ostdeutschland, mit ihrer Förderung der Restaurierung und Neupräsentation der Domschätze an der Straße der Romanik in Sachsen-Anhalt einschließlich des Engagements für die historischen Bibliotheksbestände in Zeitz und schließlich mit dem Programm »Kulturerhalt in Ostdeutschland. Denkmalpflegemaßnahmen« hat die ZEIT-Stiftung einen Beitrag dazu geleistet. Zeitnah und unbürokratisch ist sie auf Anfragen zum Kulturerhalt eingegangen, um Vorhaben unterschiedlicher Dimension zu unterstützen. Dabei ging es vor allem um die Restaurierung denkmalgeschützter Objekte wie Kirchen, Klosteranlagen und Synagogen, aber auch um kulturelle Gedächtnisorte wie die Wirkungsstätten bedeutender Komponisten und ihre Ausstattung.

Die Liste der Förderprojekte umfasst keineswegs nur die Leuchttürme ostdeutscher Denkmalkultur aus dem Kanon des Blaubuches, das seit 2001 die wichtigsten Kulturdenkmäler in einer Liste zusammenfasst. Ebenso nahm das Förderprogramm besondere Kleinode abseits des Weges in den Blick. Dazu gehört insbesondere die Gruppe der Dorfkirchen, deren besondere Schönheit sich dem Betrachter vielleicht erst auf den zweiten Blick und nach längerer Fahrt auf Umwegen jenseits der Hauptstraßen erschließt.

Ausgehend von ihrer vorausgehenden Förderung von Restaurierungs- und Neueinrichtungsprojekten von Komponistenmuseen in Leipzig, Halle und Weißenfels sowie der Domschätze in Merseburg und Naumburg und der historischen Bibliotheksbestände in Zeitz hat die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucierius mit dem Programm »Kulturerhalt in Ostdeutschland. Denkmalpflegemaßnahmen« in den Jahren 2007 bis 2011 zur Restaurierung bedeutender Kulturdenkmäler in den ostdeutschen Bundesländern beigetragen. Das Kuratorium der ZEIT-Stiftung hat dafür seit dem Frühjahr 2007 eine Gesamtsumme von 350.000 Euro bewilligt,

um einen Denkmaletat aufzulegen, mit dem schnell und unbürokratisch geholfen werden kann. Das Programm nahm seinen Ausgang aber nicht nur in den verschiedenen Einzelvorhaben zum Erhalt der Dom- und Musikschätze, sondern auch im Programm »Für die Zukunft gerettet« zur Restaurierung von 36 historischen Orgeln in den einzigartigen Orgellandschaften Mecklenburg-Vorpommerns, Sachsen-Anhalts und Brandenburgs mit einem Volumen von mehr als 1,1 Millionen Euro, das 2006 abgeschlossen wurde.

Bei ihrem Engagement im Rahmen der unterschiedlichen, in dieser Publikation zusammengefassten Projekte und Programme war die ZEIT-Stiftung nicht allein tätig. Gemeinsam mit vielen anderen öffentlichen, kirchlichen und privaten Förderern wie der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Deutschen Bundesstiftung Umwelt, der Hermann Reemtsma Stiftung, der Rudolf-August Oetker-Stiftung, der Katharina und Gerhard Hoffmann Stiftung und zahlreicher weiterer Stiftungen hat sie einen wichtigen Beitrag dazu leisten können, dass die ostdeutsche Kulturlandschaft nachhaltig erhalten bleibt. Insgesamt 31 denkmalgeschützte Objekte konnten allein durch das Restaurierungsprogramm »Kulturerhalt in Ostdeutschland« gerettet werden.

Wie gefährdet die denkmalgeschützten Kulturgüter in den ostdeutschen Ländern nach wie vor sind, zeigt nicht zuletzt die im Sommer 2010 geführte Diskussion um eine geplante, aber letztlich nicht umgesetzte Novellierung des Sächsischen Denkmalschutzgesetzes. Schätzungsweise 80 Prozent der derzeit anerkannten Kulturdenkmäler des Bundeslandes sollten demnach aus der besonderen Fürsorgepflicht des Staates entlassen werden. Premiumobjekte von internationaler, nationaler und territorialer Bedeutung sollten binnen einer sechsmonatigen Meldefrist in ein Denkmalsbuch eingetragen werden. Nur um diese Objekte sollten sich die staatlichen Denkmalpfleger noch kümmern. Nur für diese Objekte sollte der staatliche Schutz in vollem Umfang bestehen, hätte bei zustimmungspflichtigen Bauanträ-

gen nach einer einvernehmlichen Lösung gesucht werden müssen. Für alle anderen Denkmäler hätten in Zukunft nur noch die unteren Denkmalschutzbehörden, in der Regel die Bauverwaltungen der Städte und Kreise, zuständig sein sollen.

Die vorliegende Publikation möchte die einzigartige Vielfalt des kulturellen Erbes in den neuen Bundesländern einem breiten Publikum vorstellen, Anregung sein zur intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema Denkmalpflege in Ostdeutschland, die Vielfalt und Besonderheit der Denkmallandschaft in den neuen Bundesländern in Wort und Bild vor Augen führen und zum Besuch einladen. Sie möchte mit ihrem Blick auf ausgesuchte restaurierte Kulturdenkmäler und kulturelle Gedächtnisorte aber zugleich auch Stiftungen, Unternehmen und private Förderer anregen, mitzuhelfen, eine einzigartige Kulturlandschaft in ihrer reizvollen Vielfalt zu erhalten!

Der Denkmalschutz in Ostdeutschland bleibt eine gewaltige Aufgabe!

Dr. Andreas Hoffmann

Vorstand und Kuratorium der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius danken Dr. Andreas Hoffmann, dem Geschäftsführer des Bucerius Kunst Forums und Programmleiter Kunst und Kultur, für die Konzeption und Realisation des vorliegenden Bandes.

Prof. Dr. Michael Göring
Vorsitzender des Vorstands

Denkmalschutz in Ostdeutschland seit 1945

Die Kirche in Tribohm mit ihrem vermutlich
1421 zugefügten hölzernen Turm



Denkmalschutz in der DDR

Vom »European Architectural Heritage Year« 1975 ging für die Denkmalpflege in Westdeutschland ein allgemeiner Aufbruch aus. Schon im Jahr 1971 hatte Baden-Württemberg ein Denkmalschutzgesetz verabschiedet, die anderen Bundesländer folgten bis 1980.

Im Jahr 1975 wurde auch das Denkmalschutzgesetz der DDR verabschiedet. Schon in den ersten, besonders problematischen Jahren der sowjetischen Besatzungszone und seit 1949 bestand eine wichtige Leistung der frühen DDR-Denkmalpflege nicht zuletzt im Schutz von Ruinen, die vor dem Abriss bewahrt wurden und somit auf bessere Zeiten warten konnten. Dazu gehörte auch die Dresdner Frauenkirche, die eine Doppelfunktion führte: Einerseits wurde der Trümmerhaufen zum Mahnmal gegen den Krieg erklärt und erwarb in dieser Rolle zweifellos eine neue Denkmalbedeutung, andererseits sahen engagierte Denkmalpfleger in dieser Funktion nur eine Überwinterung bis zu dem Tag, an dem der Wiederaufbau möglich sein würde.

Während die westdeutsche Denkmalpflege in den eineinhalb Jahrzehnten nach dem Denkmalschutzjahr 1975 ihre stärkste Phase erlebte, bot die DDR in diesem Zeitabschnitt ein ambivalentes Bild. Das 1975 erlassene Denkmalschutzgesetz kam in vielerlei Hinsicht den westdeutschen Definitionen und Regelungen sehr nahe, wies aber auch einige signifikante Unterschiede auf. Wo westdeutsche Gesetze durchweg formulierten, dass Denkmalschutz für ein Objekt ein Erhaltungsinteresse der Öffentlichkeit voraussetze, verlangte das Denkmalschutzgesetz der DDR, dass die Erhaltung des Objekts im Interesse der sozialistischen Gesellschaft liegen müsse. Denkmäler sollten »der Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins, der ästhetischen und technischen Bildung sowie der ethischen Erziehung dienen« (DDR-Gesetz 1975 §1). Diese politische Funktionalisierung konnte bei der Entscheidung über die Denkmalswürdigkeit von Objekten durchaus problematisch werden. Wo westdeutsches Denkmalrecht sich bemühen musste, die Beschränkung der Eigentumsrechte am

Denkmal zu regeln, konnte das DDR-Recht es sich naturgemäß einfacher machen, da private Eigentumsrechte an Immobilien nur einen geringen Stellenwert besaßen. Ein markanter Unterschied zu den westdeutschen Gesetzen lag in der Klassifizierung der Denkmäler in der DDR: Es gab eine Republikliste für die bedeutendsten Denkmalobjekte, darunter, hierarchisch abgestuft, die Listen der Bezirke und der Gemeinden. Alle Listen bedurften der Bestätigung durch politische Gremien: Im Fall der Republikliste war dies der Ministerrat, also die Regierung. Diese Struktur trug stark dazu bei, dass nur relativ wenige herausragende Objekte, die nicht zuletzt auch politisch genehm sein mussten, wirklichen Schutz und Pflege genossen.

Der Schutz der Denkmäler auf den Listen der Bezirke und Gemeinden war überwiegend theoretischer Natur. Es fehlten in der DDR weniger die rechtlichen Regelungen als vielmehr die Möglichkeit zu ihrer Umsetzung in die Realität. Einige bedeutende Altstädte auf dem Gebiet der DDR waren aufgrund ihrer geographischen Lage nahezu unzerstört durch den Bombenkrieg gekommen, doch die politischen und wirtschaftlichen Grunddefizite des sozialistischen Staates bedingten einen schleichenden Abnutzungsprozess der Denkmalsubstanz. Wo selbst minimale Bauunterhaltungsmaßnahmen – wie das Nachstecken von Dachziegeln oder das Reinigen von Regenrinnen und Fallrohren – jahrzehntelang ausblieben, weil sich niemand zuständig fühlte oder die elementarsten Baumaterialien nicht zugänglich waren, musste die historische Bausubstanz im großen Stil verkommen, selbst wenn einzelne prominente Objekte mit großer Kompetenz restauriert wurden.

Der zentralistische Staat war zwar in der Lage, enorme Neubauprogramme zu betreiben, doch das systembedingte Misstrauen gegenüber Einzelinitiativen, gegenüber der Verlagerung von Entscheidungsbefugnissen auf untere Ebenen vor Ort machte es unmöglich, Erhaltungs- und Sanierungsprogramme für die historische Bausubstanz der mittelalterlich geprägten Stadt-

kerne, etwa in Görlitz oder Stralsund, oder auch der kaiserzeitlichen Wohnquartiere in Leipzig oder in Prenzlauer Berg in Berlin zu organisieren. Altstadtsanierung sah in der Regel so aus, dass Stadtquartiere, die bis zur absoluten Unbewohnbarkeit abgewirtschaftet waren, flächig abgeräumt und im günstigsten Fall durch historisch angepasste Plattenbauten ersetzt wurden. Nicht selten wurden an sogenannten Protokollstrecken, exponierten Strecken, an denen auch auswärtige Besucher entlangfuhren, Fassadensanierungen durchgeführt, die dem Fürsten Potemkin Ehre gemacht hätten: etwa in Meißen, wo unbewohnbare mittelalterliche Häuser so weit hergerichtet wurden, dass sie zumindest vom Auto aus intakt zu sein schienen.

Das zentrale Institut für Denkmalpflege der DDR, seine Außenstellen und der angegliederte VEB Denkmalpflege konnten in ihren Einzelrestaurierungen naturgemäß nur eine geringe Anzahl von prominenten Objekten versorgen. Sowohl die Objektauswahl als auch die Restaurierungsprinzipien, die dabei verfolgt wurden, deuten immer wieder auf dasselbe Grundproblem hin: Da die notwendigen Ressourcen immer wieder aufs Neue den Vertretern der allmächtigen Partei abgerungen werden mussten, konnte man letztlich nur Objekte bearbeiten, die auch politisch durchsetzbar waren, und auch die Art der Wiederherstellung musste in erster Linie den Machthabern zu vermitteln sein und nicht primär fachlichen Interessen entsprechen. In Cottbus etwa konnte man die mittelalterliche Stadtmauer sanieren, weil man den Vertretern der Partei die Parallele zur Kremelmauer nahelegte. Schlösser dagegen waren, als vermeintliche Monumente des Imperialismus und Militarismus, lange Zeit einem wahren Bildersturm ausgesetzt, dem die kriegsbeschädigten Königsschlösser in Berlin und Potsdam, aber auch zahlreiche Herrenhäuser auf dem Land zum Opfer fielen. Besonders problematisch war die Sprengung der völlig intakten spätgotischen Universitätskirche in Leipzig. Hingegen entwickelte sich die Gartendenkmalpflege, die

in Westdeutschland lange stiefmütterlich behandelt wurde, in der DDR geradezu vorbildhaft. Die Potsdamer Gärten, die Gärten in Wörlitz, Dresden und Muskau konnten zwar nur mit beschränktem materiellen Einsatz, dafür aber mit umso größerer Fachkenntnis erhalten und restauriert werden.

Den Sakralbauten kam denkmalpflegerisch in der DDR eine besondere Bedeutung zu. Schon in den 1960er Jahren traten Schadensbilder, insbesondere an den großen Stadtkirchen, infolge jahrzehntelanger Vernachlässigungen in der Bauunterhaltung immer deutlicher zutage. Für den immensen Nachholbedarf im Kirchenbau der DDR stand aber nur eine sehr begrenzte Baukapazität zur Verfügung. Das kirchliche Bauen war nicht nur dem in der »Volkswirtschaft« der DDR praktizierten Planungssystem, sondern auch kirchenpolitischen Vorgaben und Entscheidungen ausgesetzt. Das wirkte sich für die Kirchen in Bilanzzuweisungen von vielleicht zehn Prozent zu den tatsächlich getätigten jährlichen Gesamtinvestitionen aus. Der größte Anteil der Arbeiten wurde in sogenannten Feierabendtätigkeiten sowie zunehmend durch kircheneigene Bauhöfe, Baubrigaden und Werkstatteinrichtungen geleistet. Mit derartigen Eigeninitiativen und Aktionen konnten im Einzelfall erstaunliche Ergebnisse erzielt, nicht aber fortschreitender Verfall der kulturell bedeutsamen Kirchengebäuden insgesamt aufgehalten werden. Um Verluste zu vermeiden und wirksame Abhilfen zu schaffen, bedurfte es eines besonderen kirchlichen Bauprogramms.

Langwierige Verhandlungen der Kirchen auf Regierungsebene hatten schließlich Erfolg. Am 13. Dezember 1972 traf der Ministerrat der DDR die Entscheidung, ein Sonderbauprogramm zunächst für 45 Kirchen im Zeitraum von 1973 bis 1975 durchzuführen. Durch die großzügige Bereitstellung finanzieller Mittel aus den Gliedkirchen der EKD der Bundesrepublik Deutschland wurde die Realisierung eines Valuta-Programms ermöglicht, eines kirchlichen Sonderbauprogramms, bei dem staatliche Dienststellen der DDR aufgrund von DM-Geld-

leistungen der Gliedkirchen der EKD der Bundesrepublik Deutschland den evangelischen Kirchen in der DDR Baukapazitäten bereitstellten. Die Abwicklung erfolgte über das Außenhandelsunternehmen LIMEX GmbH, Berlin. Daneben entwickelte sich das sogenannte Kleinprojektprogramm, basierend auf individuellen partnerschaftlichen Hilfen zwischen Kirchen der EKD und Kirchen des Bundes. Ein eigener Einfuhrsektor von Material, Gerüsten, Maschinen und Geräten entstand. In den 1970er Jahren kam es zu einer Periode kirchenbaulicher Konjunktur in der DDR. Die kirchlichen Bauämter konnten trotz personeller Aufstockung den Anforderungen kaum gerecht werden. Die Zeit war geprägt von vertrauensbildenden Maßnahmen zwischen Staat und Kirche. Angesichts der kleiner werdenden Gemeinden drängte sich zugleich aber verstärkt die Frage nach der Notwendigkeit auf, alle Kirchengebäude zu erhalten.

In den 1970er und 1980er Jahren wurden zahlreiche Kirchengebäude in der DDR aufwendig restauriert. Dazu zählen beispielsweise die Kirche St. Nikolai in Potsdam, der Schweriner Dom, die Peterskirche in Görlitz, die Kirche St. Annen in Annaberg, der Dom St. Marien in Freiberg, aber auch die Kirchen St. Marien in Prenzlau, St. Trinitatis in Neuruppin oder das Doberaner Münster. Kirchen wurden im Wiederaufbau rekonstruiert oder in zeitgenössischer Formensprache und mit neuer Grundrissdisposition wiederaufgebaut, wie die katholische St.-Hedwigs-Kathedrale in Berlin durch den Düsseldorfer Architekten Hans Schwippert (1899–1973). Auch die Dresdner Kreuzkirche wurde in dieser Zeit als Provisorium wiedererrichtet. Ihr Innenraum wurde nach der schweren Beschädigung durch den Bombenangriff auf Dresden im Februar 1945 in einer vereinfachten Form durch den Architekten Fritz Steudtner (1896–1986) in Rauputz neu gestaltet.

Das Bild vom Umgang mit der sakralen Bausubstanz in der DDR ist heterogen. Es gab Kirchen, die Ruinen blieben, da sich alle Bemühungen um den Wiederaufbau aus den verschiedensten Gründen als vergeblich erwie-

sen. Einige Kirchen wurden abgebrochen oder gesprengt wie die Garnisonkirche in Potsdam oder die Sophienkirche in Dresden. Zu den Kirchen, die durch eine erweiterte Nutzung oder eine Umnutzung im Wiederaufbau neu gestaltet wurden, gehören die barocke Dreikönigskirche in Dresden, deren Wiederaufbau 1984 bis 1990 als übergemeindliches Haus der Kirche unter Aufteilung des Inneren mit verkleinertem Kirchenraum und zahlreichen Veranstaltungsräumen erfolgte. Schließlich wurden seit Mitte der 1970er Jahre auch Umnutzungen von Kirchen vorgenommen – wie bei der Kirche St. Katharinen in Stralsund, die zum Meeresmuseum ausgebaut wurde.

Einen besonderen, kontrovers diskutierten Fall bildet die Restaurierung des Doms St. Nikolai in Greifswald. Die Frage der Erhaltung dreier großer gotischer Kirchen für die Stadt Greifswald wurde in diesem Zusammenhang zwar kritisch erörtert, aber doch unter den aufgezeigten Voraussetzungen eindeutig beantwortet. Infolgedessen wurde bei einer im Rahmen des Sonderbauprogramms realisierten Instandsetzung der St.-Marien-Kirche in Greifswald (vgl. S. 66–69) im Januar 1977 auch mit der vom baulichen Zustand her wirklich dringend notwendigen Außensanierung des Greifswalder Doms begonnen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde St. Nikolai zur Bischofskirche der Pommerschen Landeskirche bestimmt. Das Äußere wie das Innere des Doms blieben jedoch unverändert im Zustand von 1832. Erst mit der Verbesserung des Klimas zwischen evangelischer Kirche und DDR-Machthabern konnte Ende der 1970er Jahre mit einer umfangreichen Sanierung begonnen werden. Nach vierjähriger Bauzeit konnte die Maßnahme Ende 1980 mit einem Umfang von ca. 3 Millionen Valutamark und ca. 0,25 Millionen Mark der DDR abgeschlossen werden. Damit war nicht nur die Entscheidung für die weitere Erhaltung und kirchliche Nutzung des Doms gefallen, sondern auch die Voraussetzung für eine weitreichende Innenrenovierung geschaffen.

Am 11. Juni 1989 wurde der Dom nach umfangreicher Sanierung mit einem Festakt in Anwesenheit des Gene-

ralsekretärs des Zentralkomitees der SED und DDR-Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker wieder eingeweiht. Das Projekt war in Kirchenkreisen umstritten, weil für viele andere Kirchenbauten Geld fehlte. Besonders die von Bischof Horst Gienke ohne Rücksprache mit Synode und Kirchenleitung erfolgte Einladung Honeckers stieß auf Ablehnung. Der Festgottesdienst, der einer der letzten großen öffentlichen Auftritte Honeckers vor seinem Sturz am 18. Oktober 1989 war, wurde daher von vielfältigen Protesten begleitet.

Zum Problem und zum Gegenstand zahlreicher innerkirchlicher und außerkirchlicher Kontroversen wurde die Innenrenovierung des Greifswalder Doms aber auch vor dem Hintergrund des allgemeinen Verfalls der Städte in der DDR. Bereits bei der Fertigstellung der Restaurierung der Außenhaut 1980 hatte der Dom St. Nikolai in einem deutlichen städtebaulichen Kontrast gegenüber dem allgemeinen Verfall der umliegenden Wohnquartiere gestanden, der sich in den letzten Jahren der DDR fortsetzte und nicht unwesentlich verschärfte.

Denkmalschutz in den neuen Bundesländern nach der Wiedervereinigung

Nach dem Ende der DDR und der deutschen Vereinigung wurde die Denkmalpflege auch in Ostdeutschland föderalistisch strukturiert, mit neuen Behördenstrukturen in den fünf neuen Bundesländern anstelle der vorherigen zentralistischen Organisation und mit jeweils eigenen Denkmalschutzgesetzen, die sich oft an denen der jeweiligen »Patent«-Bundesländer im Westen orientierten. Diese neuen Denkmalbehörden sahen sich mit einer einzigartigen Aufgabe konfrontiert. Tausende Baudenkmäler in Ostdeutschland waren zum Zeitpunkt der Vereinigung materiell und technisch in einem katastrophalen Zustand. Aber sie waren andererseits in einem unvergleichbar reichen und vielfältigen Bestand erhalten geblieben, wie man ihn in Westdeutschland schon längst nicht mehr kannte. Es gehört zu den unbestreitbaren Erfolgsgeschichten der deutschen Vereinigung, dass ein Großteil dieser historischen Substanz gesichert werden konnte durch den Einsatz vieler Millionen Euro aus öffentlichen Mitteln, aber auch dank der Spenden aus der Öffentlichkeit. Vor allem die Stadtdenkmäler wie Görlitz, Stralsund und viele andere im Kern mittelalterliche Ensembles konnten praktisch in letzter Minute vor der völligen Auflösung bewahrt werden, wenngleich deren notwendige Wiederbelebung durch neue Nutzung ein langwieriges Problem bleiben wird. Erst mit der Wiedervereinigung kamen auch Wiederaufbauarbeiten an kriegszerstörten Kirchen und Schlössern in Gang, die während der vier Jahrzehnte der DDR politisch wie finanziell nicht möglich gewesen waren.

Insbesondere der Restaurierung von Dorfkirchen in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt kommt eine große soziale Bedeutung in der Erhaltung einer sakralen Topographie in den ostdeutschen Bundesländern zu. Nachdem die Zahl der Gläubigen stark gesunken ist, bemühen sich viele Fördervereine darum, die Kirchen für kulturelle Zwecke zu nutzen, da sonst den Dörfern der einzige kommunikative Mittelpunkt sowie der Anreiz für den Bildungstourismus verloren geht. Ein Beispiel für diese besondere Rolle der

erhaltenen Kirchen ist die im Rahmen des Programms »Kulturerhalt in Ostdeutschland« der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerus restaurierte Kirche St. Cyriakus in Tauhardt, 35 km westlich von Naumburg (Saale) in Sachsen-Anhalt (vgl. S. 96 f.). Nach dem Abriss der Kirche in Billroda ist diese Kirche die einzige verbliebene in den beiden Ortsteilen der Gemeinde Finne.

Dass sich mit der Restaurierung und Sanierung kultureller Leuchtturmprojekte eine erhöhte Aufmerksamkeit für eine Region verbindet, ist weithin bekannt. Wie solche touristischen Komponenten konkret nutzbar gemacht werden können, zeigt nicht zuletzt die Entwicklung der Marke »Schütz-Stadt Weißenfels«. In dem Maße, wie sich Förderer und Sponsoren zunehmend für die Restaurierung des Heinrich-Schütz-Hauses in Weißenfels (vgl. S. 28–31) einsetzen, wächst hier auch das Bewusstsein für die mögliche Vermarktung des berühmten Komponisten als Sohn der Stadt.

Welche nicht zu unterschätzende Bedeutung gerade die Dorfkirchen für die Aufwertung einer ländlichen Region unter touristischen Aspekten haben können, zeigen nicht zuletzt die sommerlichen Musikfestivals in den neuen Bundesländern wie beispielsweise die Festspiele Mecklenburg-Vorpommern. Die Dorfkirchen und Herrenhäuser als ungewöhnliche Spielorte der Festivalkonzerte leisten neben dem musikalischen Programm einen wichtigen Beitrag zum Festivalerfolg.

Trotz aller erreichten Ergebnisse bleibt der Kulturerhalt in Ostdeutschland gerade vor dem Hintergrund der aktuellen finanziellen Entwicklung schwierig. Die Situation der Denkmalpflege in Deutschland hat sich in den vergangenen zehn Jahren verschlechtert. Länderparlamente haben die Zuschussetats und die personelle Ausstattung ihrer Landesdenkmalämter überproportional zu anderen Bereichen reduziert. Ein weiteres Problem gerade bei den Sakralbauten stellen die zu DDR-Zeiten im Rahmen des Kirchenbauprogramms der EKD oder mit staatlichen Mitteln geförderten Restaurierungen dar. An zahlreichen geförderten Baudenkmalern tre-

ten schon jetzt gravierende Schäden auf, weil seinerzeit keine qualifizierten Handwerker zur Verfügung standen und fehlerhaftes Material eingesetzt wurde. Besonders gravierend sind diese Schäden im Dom St. Nikolai in Stralsund, wo im Sommer 2011 die Innen-sanierung der Kirche zugunsten einer Neueindeckung des kupfernen Kirchendaches aufgegeben werden musste, weil die wohl zu dünnen und falsch verlegten Kupferbleche schon seit den 1980er Jahren zahlreiche Löcher aufweisen. Es regnet bereits in den Dachraum hinein, so dass die kostbare Innenausstattung mit den gotischen Altären und die bereits weit fortgeschrittene Restaurierung der Wände und Gewölbe mit ihren Malereien erneut gefährdet sind.

Unter den im Programm der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius geförderten Sakralbauten zeigt die Kirche St. Michael in Krummin (vgl. S. 74 f.) die negativen Folgen der in der DDR-Zeit vorgenommenen Restaurierungen für die Bausubstanz besonders deutlich. Der 1980 erfolgte Neuverputz der Chorwände hatte zu erheblichen Feuchtigkeitsschäden geführt, die eine erneute Sanierung erforderlich machten.

Wirkungsstätten bedeutender Komponisten in Ostdeutschland







Chromatica.

Di. J. S. Bach.



Bach – Händel – Schütz: Alle drei Komponisten, die zu den großen Gestalten der europäischen Musikgeschichte gehören, haben ihre Wurzeln in Mitteldeutschland. Mit dem Bach-Archiv und -Museum in Leipzig und dem Händel-Haus in Halle wurden schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg zwei bedeutende Kultureinrichtungen gegründet, die an das Wirken und Leben der Komponisten erinnern. Mit dem Heinrich-Schütz-Haus in Weißenfels eröffnete das einzige original erhaltene Wohnhaus von Heinrich Schütz 1985 zum 400. Geburtstag des Komponisten nach umfassender Rekonstruktion als Musikerdenkstätte. Alle drei Institutionen wurden im Rahmen der Denkmalpflegeaktivitäten der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius in den vergangenen Jahren umfassend gefördert.

Seite 15: Die Bohlenstube im Händel-Haus in Halle, Beispiel eines bürgerlichen Repräsentationsraumes, 2. Hälfte 16. Jahrhundert

Seite 16–17: Das Bosehaus in Leipzig, Sitz des Bach-Archivs mit dem Bach-Museum

Seite 18: Fragment einer Abschrift der Chromatischen Fantasie BWV 903 von J. C. F. Bach, um 1748, Bach-Archiv Leipzig

Das Bach-Archiv Leipzig mit dem Bach-Museum Sachsen

Das Bach-Archiv Leipzig versteht sich als musikalisches Kompetenzzentrum am Hauptwirkungsort Johann Sebastian Bachs. Sein Zweck ist, Leben, Werk und Wirkungsgeschichte des Komponisten und der weitverzweigten Musikerfamilie Bach zu erforschen, sein Erbe zu bewahren und als Bildungsgut zu vermitteln. Im Bewusstsein der Bedeutung Bachs erfüllt es einen umfassenden und vielfältigen Auftrag für eine breite internationale Öffentlichkeit. Zugleich leistet es damit einen Beitrag zur Profilierung der Musikstadt Leipzig, deren kulturelle Identität der Name Bach maßgeblich prägt. Die wissenschaftliche Arbeit des Bach-Archivs bildet die Grundlage für die Gestaltung des Bach-Museums und prägt auch das jährliche Bachfest und den zweijährlichen Bach-Wettbewerb.

Das Bach-Archiv Leipzig befindet sich im 1586 errichteten Bosehaus am Thomaskirchhof. Im Jahr 1711 wurde dieses als barockes Wohnhaus des Handelsherrn Georg Heinrich Bose umgebaut. Die Familien Bach und Bose waren miteinander befreundet und durch Patenschaft eng verbunden. Vermutlich war der Komponist häufiger Gast im Haus der benachbarten Kaufmannsfamilie. Seit seinem Umzug aus dem Gohliser Schlösschen im Leipziger Norden ins Zentrum im Jahr 1985 anlässlich des 300. Geburtstags des Komponisten hatte sich das Bach-Archiv das Bosehaus bis 2007 mit dem international bekannten Kabarett »Leipziger Pfeffermühle« geteilt.

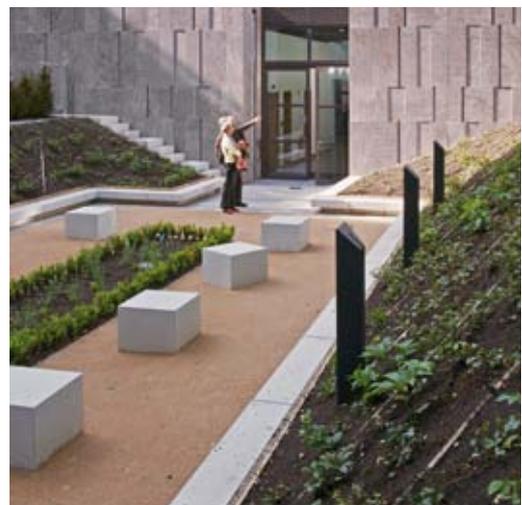
Mit seiner feierlichen Eröffnung im März 2010 zu Johann Sebastian Bachs 325. Geburtstag wurde das Bach-Archiv Leipzig alleiniger Nutzer der Räumlichkeiten am Thomaskirchhof. Nach umfassender Renovierung entstand in den Jahren 2008 bis 2010 gegenüber der Thomaskirche ein einzigartiges Bach-Zentrum, das neben einem Forschungsinstitut, einer Spezialbibliothek und einem künstlerischen Betriebsbüro auch das Bach-Museum Leipzig beheimatet.

Die Renovierung und Modernisierung des Bosehauses mit der Neugestaltung und Erweiterung des Bach-Museums und der Bibliothek des Bach-Archivs

Leipzig wurden aus Fördermitteln zahlreicher gemeinnütziger Stiftungen und privater Förderer realisiert: Das Programm »Städtebaulicher Denkmalschutz« der Bundesrepublik Deutschland, der Freistaat Sachsen und die Stadt Leipzig sorgten gemeinsam mit dem Packard Humanities Institute, Los Altos, CA (USA), der Ostdeutschen Sparkassenstiftung und der Sparkasse Leipzig sowie Dr. Arend Oetker, Berlin, Susanne Klatten, München, und zahlreichen weiteren Unternehmen und privaten Förderern für die denkmalgerechte Sanierung und Aufbereitung des so wichtigen Komplexes.

Die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius hat sich im Rahmen dieses Gesamtprogramms für die Erweiterung der Räumlichkeiten für das Bach-Museum und die Einrichtung einer Schatzkammer engagiert. Das Museum hat es sich zur Aufgabe gemacht, Bachs Leben und Wirken nicht nur allgemeinverständlich darzustellen, sondern auch Einblicke in die Quellen, Fragen und Methoden der Bach-Forschung zu geben. Die Schatzkammer und das unmittelbar angrenzende Forschungslabor tragen diesem Anspruch Rechnung. Ziel war eine Präsentationsmöglichkeit der kostbaren Bestände, die höchsten licht- und klimatechnischen Anforderungen genügen sollte. Erzählende Ausstellungsbereiche wechseln sich im Bach-Museum mit solchen ab, in denen die Besucher selbst aktiv werden können. Die klingende Musik ist in Klangrohren, Hörstationen oder als Raummusik im gesamten Museum präsent. Im Hörkabinett ist gar jedes einzelne Werk aus dem gesamten bachschen Œuvre abrufbar.

Nach modernsten Sicherheitskriterien für die Sammlungen und modernsten pädagogischen Erkenntnissen ausgebaut, präsentiert das erweiterte Bach-Museum auf mehr als verdoppelter Ausstellungsfläche nicht mehr nur die Leipziger Jahre des Komponisten, sondern die gesamte Schaffenszeit. Besondere Kostbarkeiten aus dem Bestand des Bach-Archivs wie Ausschnitte der 44 originalen Stimmsätze aus Bachs Leipziger Choralkantaten-Jahrgang, die in einem umfassenden Restaurie-



Bosehaus mit Erweiterungsbau des Architekturbüros Fuchshuber & Partner, 2010

rungsvorhaben ebenfalls mit Hilfe der ZEIT-Stiftung für die Zukunft gerettet wurden, können in der Schatzkammer des Museums bewundert werden. Die Schatzkammer ist in einem eingeschossigen Anbau mit klimatisierten Ausstellungsräumen am hinteren Querflügel der barocken Hofanlage untergebracht.

Mit der Eröffnung des ausgebauten Forschungszentrums wurde im März 2010 ein neues Kapitel in der wechselvollen Geschichte des Bach-Archivs aufgeschlagen: Gegründet im Jahr 1950, dem 200. Todesjahr des Komponisten, als wissenschaftliche Sammel- und Arbeitsstätte, um die weltweit verstreuten Quellen zum Leben und Wirken Johann Sebastian Bachs zusammenzutragen und in Publikationen zugänglich zu machen, wurde es 1979 in die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten J.S. Bach der DDR eingegliedert. 1991 als städtische Einrichtung und seit 1998 als Stiftung bürgerlichen Rechts weitergeführt, haben seither die Bundes-

republik Deutschland, der Freistaat Sachsen und die Stadt Leipzig die Institution getragen. Seit 2008 ist sie zudem An-Institut der Universität Leipzig. 2001 ist das Bach-Archiv in das Blaubuch, eine Liste der 20 bedeutendsten Kultureinrichtungen in Ostdeutschland, aufgenommen worden.

Das Bach-Archiv widmet sich heute dem Leben und Wirken der gesamten weitverzweigten, thüringisch-sächsischen Musikerfamilie, die vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein wirkte, sowie deren musikalischem Umfeld. Ein vielfältiges Publikationsprogramm vermittelt die Forschungsergebnisse aus Wissenschaft und Praxis. Das Forschungsinstitut arbeitet eng mit anderen nationalen und internationalen Forschungseinrichtungen zusammen, insbesondere mit der Staatsbibliothek zu Berlin und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. In regelmäßigen Abständen werden wissenschaftliche Fachtagungen, Vorträge und Konzerte veranstaltet.

Bach-Archiv Leipzig
Thomaskirchhof 15/16
04109 Leipzig
Telefon: 0341-9137-0
E-Mail: info@bach-leipzig.de
Öffnungszeiten:
dienstags bis freitags
10–16 Uhr

Bach-Museum Leipzig
Thomaskirchhof 15/16
04109 Leipzig
Telefon: 0341-9137-202
E-Mail: museum@bach-leipzig.de
Öffnungszeiten:
dienstags bis sonntags
10–18 Uhr
Internet: www.bach-leipzig.de



Die Schatzkammer, Herzstück des Bach-Museums, mit wertvollen Originalhandschriften von Johann Sebastian Bach

Johann Sebastian Bach, Marmorbüste von Carl Seffner, 1897

Orgelspieltisch von Johann Scheibe aus der Leipziger Johanniskirche, die Bach im Herbst 1743 prüfte

Das Händel-Haus in Halle Sachsen-Anhalt

Das Händel-Haus in Halle ist der zentrale Ort der Händel-Forschung und der -Pfleger. Als Musikermuseum verfolgt es seit 1948 die Aufgabe, das Andenken an den in England zu Ruhm und Ansehen aufgestiegenen Komponisten zu bewahren und zu vermitteln.

Das Händel-Haus ist Ausrichter der seit 1952 jährlich stattfindenden Händel-Festspiele Halle und zugleich, gemeinsam mit der Martin-Luther-Universität und der Internationalen Georg-Friedrich-Händel-Gesellschaft, deren Geschäftsstelle sich ebenfalls im Händel-Haus befindet, Ort wichtiger Forschungs- und Editionsprojekte wie der Hallischen Händel-Ausgabe. Seit dem Jahr 2001 ist es im Blaubuch der 20 wichtigsten Kulturinstitutionen der ostdeutschen Bundesländer vertreten. 2008 ist das Händel-Haus in eine Stiftung öffentlichen Rechts umgewandelt worden.

Aufführungen händelscher Werke gehörten zu den ersten musikalischen Veranstaltungen, die – von der sowjetischen Militäradministration genehmigt – nach 1945 in Halle durchgeführt werden durften. Einzelnen Konzerten folgten im Februar 1948 Händeltage, die von der gerade durch Max Schneider neu gegründeten Hallischen Händel-Gesellschaft, der Staatlichen Hochschule für Theater und Musik, den Städtischen Bühnen, der Evangelischen Kirchenmusikschule und der Robert-Franz-Singakademie veranstaltet wurden. Fruchtbare Arbeit leistete auch die Arbeitsgemeinschaft für Händel-Pflege des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands unter der Leitung des engagierten Musikalienhändlers Arno Rammelt (1902–1981), unter anderem auch durch Konzerte in dem 1948 als Museum eröffneten Händel-Haus.

Bei wachsender Breitenwirkung fanden auch in den folgenden Jahren Händeltage statt. 1952 wurden die ersten Händel-Festspiele durchgeführt. Sie waren vor allem auch der Ausgangspunkt einer umfassenden Erschließung des Opernwerkes Georg Friedrich Händels für die Gegenwart. Die hallische Händelopern – Arbeit hatte in der Folge eine große Ausstrahlungskraft. Sie

führte nicht nur zu hervorragenden Festspielbeiträgen, sondern trug dazu bei, dass an vielen Bühnen Europas Händel-Opern in das Repertoire Eingang fanden.

Eine neue Qualität bekamen die Händel-Festspiele nach der Gründung der Georg-Friedrich-Händel-Gesellschaft, die sich mit dem Ziel konstituierte, das Werk Händels »allseitig zu erforschen und zu propagieren«. Seit ihrer Gründung 1955 gibt sie die Händel-Jahrbücher und die Hallische Händel-Ausgabe heraus. Dabei arbeitet sie eng mit dem Institut für Musikwissenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und mit namhaften Händel-Forschern aus dem In- und Ausland zusammen. Unter ihrer Verantwortung werden auch die wissenschaftlichen Konferenzen mit internationaler Beteiligung vorbereitet, die jährlich im Rahmen der Festspiele stattfinden.

Ähnlich wie das Bach-Archiv und -Museum in Leipzig hat auch das Händel-Haus in Halle unmittelbar mit dem Leben und Wirken des Komponisten zu tun. Am 23. Februar 1685 wurde Georg Friedrich Händel im Haus zum Gelben Hirschen, dem heutigen Händel-Haus, geboren. Im Jahr 1558 fand das Haus mit seinem Kreuzgratgewölbe aus dem 12. Jahrhundert, dessen Grundmauern bis ins Mittelalter zurückreichen, erstmals Erwähnung. Das Stammgebäude ist ein historisches Bauwerk, hauptsächlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Am 30. Juni 1666 hatte der Vater des Komponisten, der Hofchirurg Georg Händel (1622–1697), das Anwesen, ein stattliches Eckhaus »Am großen Schlamme«, von der Witwe Susanna Bley für 1.310 Gulden erworben, die es seit 1630 gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Kammerdiener Georg Bley, besessen hatte.

Das Haus lag in der Nähe der Residenz und besaß ein Weinschankprivileg, von dem der neue Eigentümer aber nur wenige Jahre Gebrauch machen durfte. Nach dem Tod des Vaters 1697 ging das Eigentum auf die Erben über. Mit dem Tod der Mutter 1730 erbte des Komponisten Nichte Johanna Friderica Michaelson. Ein Verwandter Händels, der Ratsmeister Friedrich



Unter der Sonne Arkadiens:
die italienische Pergola mit
Guckkästen

Das Händel-Haus nach Ab-
schluss der Sanierungsarbeiten
an Dach und Fassade 2009



Das romanische Keller-
gewölbe wurde zum Händel-
Jahr 2009 rekonstruiert



August Reichhelm, plante 1771 die Wiederherrichtung des Gebäudes. Sein plötzliches Ableben hatte die Zwangsversteigerung zur Folge.

Die Stadt Halle erwarb das Geburtshaus 1937 und begann mit dem Aufbau einer Sammlung von Bildern, Musikinstrumenten, Musikalien usw. Erst 1948 konnte das im Zweiten Weltkrieg stark beschädigte Haus nach zweijähriger Bauzeit als Gedenkstätte für den Komponisten und als Musikmuseum der Stadt Halle eingeweiht werden. Zum Händel-Jahr 1985 wurde das Museum um das Nachbargebäude, ein Wohnhaus ebenfalls aus dem 17./18. Jahrhundert, erweitert und die Ausstellung neu gestaltet. 2001 wurde anstelle der ehemaligen »Schützei« ein Neubau errichtet, in dem das Händel-Haus seit 2003 dauerhaft historische Musikinstrumente zeigt. Die Sammlung umfasst ca. 700 Instrumente und etwa 1000 Handschriften.

Das Händel-Haus wurde am 14. April 2009 zum 250. Todestag des Komponisten nach achtmonatigen Renovierungsarbeiten mit einer neu gestalteten Dau-

erausstellung und einer Sonderausstellung mit Händel-Handschriften aus der British Library in London wiedereröffnet. »Händel – der Europäer«, unter diesem Motto steht die neue Dauerausstellung des Händel-Hauses in Halle. Händel wird hier erstmals als europäische Erscheinung interpretiert, darin vergleichbar Leonardo, Kant oder Beethoven.

So versteht sich die neue Dauerausstellung im Händel-Haus als Versuch, die Bedeutung Händels – auch jenseits seiner Musik – als Europäer einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen. Händel hat sich als in Deutschland aufgewachsener, in Italien erfolgreicher und schließlich in England heimisch gewordener Künstler zeitlebens der nationalen Fesseln zu entledigen gewusst.

Gemeinsam mit dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, dem Land Sachsen-Anhalt und der Ostdeutschen Sparkassenstiftung mit der Saalesparkasse hat die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius die Ausstellung und den Ausstellungsführer ermöglicht.

Händel-Haus Halle
Große Nikolaistraße 5
06108 Halle (Saale)
Telefon: 0345-50090-221
E-Mail: stiftung@haendelhaus.de

Öffnungszeiten:
1. April bis 31. Oktober
dienstags bis sonntags
10–18 Uhr
1. November bis 31. März
dienstags bis sonntags
10–17 Uhr
Internet: www.haendelhaus.de



Blick in den Raum »Musik zur öffentlichen Repräsentation«. Im Vordergrund ein barockes Notenpult



Blick in Raum 206 »Händel und Halle« im Dachgeschoss mit dem Modell des Händel-Denkmal



Die Bohlenstube mit ihrer originalen Ausstattung und Wandmalereien aus dem 16. Jahrhundert

Das Heinrich-Schütz-Haus in Weißenfels Sachsen-Anhalt

Das Heinrich-Schütz-Haus Weißenfels war der Alterssitz des Komponisten. Schütz hatte das Haus 1651 erworben und verbrachte hier von 1657 bis 1672 seinen Lebensabend, bevor er im Alter von 87 Jahren in Dresden starb und in der alten Dresdner Frauenkirche beigesetzt wurde. Schon seine Kindheits- und Jugendjahre (1590–1599) hatte Schütz in Weißenfels verbracht.

Wichtige Werke des Komponisten sind in den späten Weißenfelser Jahren 1657 bis 1672 entstanden: Seine drei Passionen nach Lukas (um 1664), Matthäus (1665) und Johannes (1666), seine Weihnachtshistorie (1664) sowie als letztes Werk die vollständige Vertonung des 119. Psalms (1671), der sogenannte Schwanengesang.

Das Heinrich-Schütz-Haus wurde als Renaissancehaus um 1550 erbaut. Der hohe Anteil original erhaltener Bausubstanz gibt dem Besucher einen authentischen Eindruck von der Architektur und der Raumgestaltung aus der Schützzeit. Das Heinrich-Schütz-Haus in Weißenfels ist das einzige original erhaltene Wohnhaus des Komponisten. Zu seinem 400. Geburtstag im Jahr 1985 wurde es nach umfassender Rekonstruktion als Musikgedenkstätte eröffnet. Das Gebäude befindet sich im Besitz der Stadt. Im Februar 2003 hat der Weißenfelser Musikverein »Heinrich Schütz« e. V. zehn Jahre nach seiner Gründung die Trägerschaft der Gedenkstätte von der Stadt übernommen.

Ein besonderer Schwerpunkt der Dauerausstellung, die derzeit neu gestaltet und 2012 wiedereröffnet wird, liegt auf dem in Weißenfels entstandenen Spätwerk des Komponisten. Die neue Ausstellungskonzeption verknüpft die umfassende Darstellung von Leben und Werk von Heinrich Schütz mit bauhistorischen Erkenntnissen zur Nutzung des Hauses und der sozial- und kulturgeschichtlichen Einbettung des Themas. Höhepunkt der Ausstellung wird die wiederhergestellte Komponierstube sein. Hier werden die im Haus aufgefundenen Noten- und Schriftfragmente aus der Hand Heinrich Schütz' als wertvollster Schatz des Hauses präsentiert. Das Museum zeigt außerdem zahlreiche Frühdrucke

schützischer Werke und historische Musikinstrumente. Die umfassende Einbeziehung von Tonbeispielen, interaktiven Stationen und Filmen erlaubt dem Besucher, sich in die Klangwelt des 17. Jahrhunderts einzufühlen, und bietet kurzweilig aufbereitetes »Fachwissen« zum Verstehen lutherischer Kirchenmusik.

Das Haus verfügt über ein Archiv mit originalen Musikhandschriften und Drucken des 17. bis 19. Jahrhunderts. Eingerichtet wurde eine Musikwerkstatt für die museumspädagogische Arbeit. Zu den zahlreichen Aktivitäten gehören regelmäßige Konzerte, die jährlich stattfindende Weißenfelser Musikwoche sowie die unter dem Dach der Mitteldeutschen Barockmusik e.V. und im Verbund mit den anderen beiden mitteldeutschen Schützstätten Bad Köstritz und Dresden ausgerichteten Heinrich Schütz Musikfeste.

In seinen wissenschaftlichen Publikationen widmet sich das Heinrich-Schütz-Haus dem regionalen Musikleben vom 16. bis zum 19. Jahrhundert und der Schütz-Sammlung. Das Heinrich-Schütz-Haus ist Mitglied der Internationalen Heinrich-Schütz-Gesellschaft. Die japanische Künstlerin Yuriko Ashino hat im Schütz-Haus eine Heimstatt gefunden.

Das Heinrich-Schütz-Haus Weißenfels wird seit 2010 umfassend saniert. Bei der Sanierung werden zahlreiche bauliche Details der Schützzeit wiederhergestellt. Die Baumaßnahmen mit einem Gesamtumfang von insgesamt 1,8 Millionen Euro werden mit Fördergeldern des Bundes, des Landes Sachsen-Anhalt, der Stadt Weißenfels, der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, der Wüstenrot Stiftung, der Lotto-Toto GmbH Sachsen-Anhalt und durch Spenden finanziert. Der Schwerpunkt der Förderung der ZEIT-Stiftung liegt dabei auf dem Ausbau des ersten Dachgeschosses mit der Nachbildung der historisch belegten Komponierstube von Heinrich Schütz.

Im Oktober 2010 wurden dort bei den Sanierungsarbeiten zwei Handschriftenfragmente von Heinrich Schütz gefunden. Von besonderer Bedeutung ist ein Notenfragment, das zu einem zweiten, bereits 1985 aufge-



Die Fassade des Heinrich-Schütz-Hauses
in der Nikolaistraße in Weißenfels

fundenen Notenfragment gehört. Hierbei handelt es sich um die Reste einer nicht mehr erhaltenen Vertonung des 10. Psalms von Heinrich Schütz. Die um 1650/60 geschriebenen Noten entstammen einem gemeinsamen Doppelblatt mit der Basso-continuo-Stimme der Komposition, wie Dr. Ann-Kathrin Zimmermann und Dr. Matthias Kirchhoff von der Eberhard-Karls-Universität Tübingen nachwiesen. Die zweite neu aufgefundene Schütz-Handschrift ist ein Textfragment, in dem drei Kammerjungfrauen namentlich genannt werden. Außerdem wurden zahlreiche Scherben von Keramikgeschirr und Ofenkacheln aus dem 15. bis 19. Jahrhundert sowie weitere Gebrauchsgegenstände wie ein Krug, drei

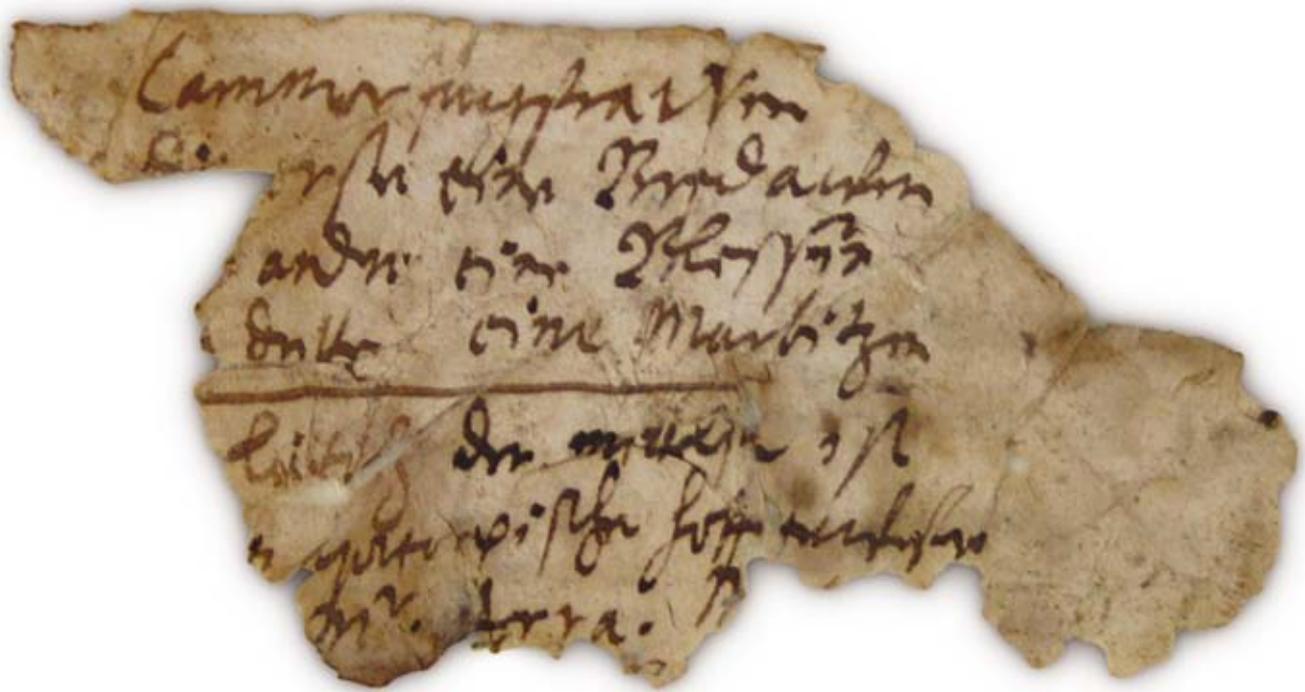
Läusekämmen und eine Nähnadel geborgen. »Ein Teil der Gegenstände könnte zum Haushalt von Schütz gehört haben«, sagt die Geschäftsführerin des Heinrich-Schütz-Hauses, Henrike Rucker.

Die Papierfunde im Weißenfelser Haus belegen, dass noch lange nach dem Tod von Schütz ein größerer Dokumentenbestand aus dem Nachlass des Komponisten existierte. »Erst bei einem Umbau um 1878 kamen die jetzt gefundenen Fragmente unter die Dielen«, so Restaurator Bernd Dombrowski. Zudem ließen mit dem Papier verklebte Putzreste darauf schließen, dass das Material im 18. und 19. Jahrhundert auch als Tapetenmakulatur verarbeitet wurde.

Heinrich-Schütz-Haus
Weißenfels
Nikolaistraße 13
06667 Weißenfels
Telefon: 03443-302835

Öffnungszeiten:
dienstags bis freitags
10–17 Uhr
samstags, sonntags
13–17 Uhr
1.1., 24.12., 25.12. und
31.12. geschlossen

Führungen auf Anfrage
Internet: www.schuetzhaus-weissenfels.de



Textfragment («Kammerjungfrauen»)
von Heinrich Schütz, aufgefunden im
Heinrich-Schütz-Haus 2010



Komponierstube von Heinrich Schütz,
Handzeichnung Miroslav Kulko

Domschätze und
historische Bibliotheks-
bestände an der
Straße der Romanik in
Sachsen-Anhalt







profectu gratias agere. Dñe scē pater om̄p̄
a & n̄ ed̄s. & praecipue pro meritis beate
matris & per p̄c̄ua uirginis mariae gratia
plena laudare benedicere & predicare p̄

IN NAI SCOR MARI' RŪ CORNILI' ET CYPR

Q BEATORŪ MARI' RŪ M' T' ORN' CORNILI
& CYPRIANI NATULEM GLORIĀ RECURRENSES ACQUI
IN CONSPĒCTU TUO CLARI SUNT GEMINA SACERDO
TIS & MARTYRIS & P̄SENTI NOS MERITO ABIS FOU
ANT SERUIENTES & AD MISERICORDIĀ SEMPI
TĒR NĀ P̄U INTERUENTORES AD DUCANT P̄ X̄P̄M

IN NAI SCOR COSMETI DAMIANI

Q VŌ SCĪ TŪI QUOD IN LACRIMIS SEMINA
UERUNT IN GAUDIO M̄ERERE NUNC PROBANTUR
& QUI ECUNTES IBANT & FLEBANT NON MORTE
PER TERRIT. SED UT BEATE PERCIPERENT PLE
NITUDINEM PASSIONIS GLORIOSO SANGUINIS
SEMINA P̄TIOSA MITTENDO UENIENTES. ECCE
NUNC UENIUNT IN EXULTATIONE TOTIUS ECCLĒ
FRUCTŪ UICTORIAE SEMPI TĒRNE & P̄SENTIB.
REFERENTES P̄MIIS & FUTURIS P̄ X̄P̄M.

Die Straße der Romanik in Sachsen-Anhalt verbindet die bedeutenden mittelalterlichen Dome in Halberstadt, Merseburg und Naumburg sowie die Stiftskirche in Quedlinburg und zählt zu den faszinierendsten deutschen Tourismusrouten. Mit der Domschatzkammer in Merseburg, dem Domschatzgewölbe in Naumburg und der Stiftsbibliothek in Zeitz mit ihren einzigartigen historischen Buchbeständen sind drei Institutionen an der Straße der Romanik im Rahmen der denkmalpflegerischen Aktivitäten der ZEIT-Stiftung in den vergangenen Jahren umfassend unterstützt worden. Alle drei Institutionen werden von den Vereinigten Domstiftern zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz verwaltet.

Seite 33: Lucas Cranach der Ältere,
Der Apostel Jacobus der Ältere und Maria
Magdalena, Altarretabel, um 1518/19

Seite 34–35: Der Kistritzer Altar,
Dauerleihgabe der Gemeinde Kistritz,
im Naumburger Domschatzgewölbe

Seite 36: Merseburger Zaubersprüche im
Kodex 136, 10. Jahrhundert

Die Merseburger Domschatzkammer Sachsen-Anhalt

Das beeindruckende, auf einer Hochfläche am linken Ufer der Saale gelegene Ensemble mit dem Dom und dem Schloss von Merseburg zeugt noch heute weithin sichtbar von der großen Bedeutung, die mit der einstigen Pfalz- und Bischofsstadt im Mittelalter verbunden war. Der Dom zu Merseburg St. Johannes der Täufer und St. Laurentius zählt aufgrund seiner hervorragenden Ausstattung mit mittelalterlichen und neuzeitlichen Kunstwerken zu den herausragenden Baudenkmalern an der Straße der Romanik.

Im 10. Jahrhundert erwarb König Heinrich I. Merseburg und das umgebende Gebiet und baute es zur Pfalz aus. Unter den ottonischen Königen und Kaisern erhielt Merseburg überregionale Bedeutung. Im Jahr 968 gründete Otto I. (der Große) gemäß einem vor der Schlacht auf dem Lechfeld 955 geleisteten Gelübde das Bistum Merseburg, das dem heiligen Laurentius geweiht wurde. In Anknüpfung an eine Johanniskirche entstand der Merseburger Dom St. Johannes der Täufer und St. Laurentius. 981 erfolgte die Auflösung des Bistums, 1004 wurde es durch Kaiser Heinrich II. neu begründet. Bischof Thietmar legte 1015 den Grundstein für den Dom St. Johannes und St. Laurentius, der im Laufe der Jahrhunderte mehrfach grundlegend verändert wurde.

Der Dom zu Merseburg zählt zu den herausragenden Sehenswürdigkeiten in Mitteldeutschland. Die Ende des 11. Jahrhunderts geschaffene und aufwendig gestaltete Grabplatte Herzog Rudolfs von Schwaben, der 1080 als Gegenkönig Heinrichs IV. in der Schlacht bei Hohenmölsen fiel, ist die älteste europäische Bildnisgrabplatte in der Technik des Bronzegusses. Ein monumentales Zeugnis barocker Grabkunst ist die Fürstengruft. Die Herzöge der wettinischen Sekundogenitur Sachsen-Merseburg nutzten den Dom als fürstliche Hofkirche und Grablege. Bekannt geworden ist der Merseburger Dom schließlich nicht zuletzt wegen der zwischen 1853 und 1855 von Friedrich Ladegast geschaffenen Domorgel. Hinter ihrem barocken Prospekt

verbergen sich 5.687 Pfeifen. Die Ladegast-Orgel im Dom gehört zu den größten und klangschönsten romantischen Orgeln in ganz Deutschland. Aber nicht nur der Dom selbst, sondern auch das östlich der Klausur gelegene, im 12. Jahrhundert begründete Kapitelhaus zählt mit seinen zu Beginn des 16. Jahrhunderts repräsentativ mit Wandmalereien ausgestalteten Räumen zu den schönsten spätgotischen Gebäuden in Deutschland. Nach der Restaurierung des Kapitelhauses hatte sich gezeigt, dass die dort neu hergerichteten Räume zur Präsentation des Merseburger Domschatzes nicht ausreichten, deshalb erfolgte 2008 die Sanierung der Südklausur. Sie birgt heute die Schatzkammer sowie die Zauberspruch- und Handschriftengewölbe. Realisiert wurde das Vorhaben von zahlreichen Förderern und Sponsoren, darunter das Land Sachsen-Anhalt, die Stadt Merseburg, die Hermann Reemtsma Stiftung, die KLARON AG sowie die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius.

Bischof und Domkapitel von Merseburg verfügten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts über einen herausragenden Domschatz. Seine Grundlage bildet die bedeutende Ausstattung, die Kaiser Heinrich II. dem von ihm im Jahr 1004 wiederbegründeten Bistum angedeihen ließ. Ein Verzeichnis von 1564 führt mehr als 130 Vorhänge, Antependien, Teppiche, Tücher, Mitren, Messgewänder, Diakonröcke, Kaseln, Stolen und Manipel auf. Vor der Reformation besaß der Dom fast 50 eigenständige Altäre bzw. Kapellen.

Von dieser einstigen Pracht ist nur ein Bruchteil erhalten geblieben. Im Schmalkaldischen Krieg wurde der Dom 1546/47 geplündert. Die vom Domkapitel zur sicheren Verwahrung nach Leipzig gebrachten Kleinodien wurden von Herzog Moritz von Sachsen zur Besoldung seines Kriegsvolkes missbraucht. Auch die erhoffte sichere Verwahrung des noch verbliebenen Merseburger Silberschatzes in Dresden während des Dreißigjährigen Krieges endete im Totalverlust. Immerhin erhielt der Bestand während der Herrschaft der Herzöge von Sach-



Merseburg: Dom-Schloss-Ensemble und Kapitelhaus

sen-Merseburg (1656–1738) nicht unbedeutenden Zuwachs. Noch heute zählen einzigartige Stücke zum »Rest« des Domschatzes. In der Schatzkammer ist ein romanischer Tragaltar aus Eichenholz und Silberblech aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts mit Szenen aus dem Leben Christi, den Aposteln Petrus und Paulus sowie dem heiligen Sixtus in getriebenem Relief zu sehen. In die Oberseite der Eichenholztafel ist zur Aufnahme von Reliquien eine sechseckige Kammer eingelassen.

Ein im 12. Jahrhundert in einer arabischen Werkstatt in Sizilien entstandenes Kästchen, das außen und innen mit 35 dünnen Elfenbeinplatten ausgekleidet war, die im 13. Jahrhundert wohl nördlich der Alpen mit einer Bemalung von bemerkenswerter Qualität versehen wurden, diente wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Reliquien.

Zu sehen ist aber auch die mumifizierte Hand, die vermutlich Rudolf von Rheinfelden im Verlauf der Schlacht bei Hohenmölsen abgeschlagen wurde. Sie wird nebst einem Etui aus der Mitte des 16. Jahrhunderts gezeigt, das wahrscheinlich den Ersatz für ein kostbares Behältnis darstellt, das infolge der Plünderung des Domschatzes 1547 verloren ging. Unter den zahlreichen kostbaren erhaltenen liturgischen Gewändern ist der sogenannte Mantel Ottos des Großen, wohl aus dem 10. bis 12. Jahrhundert, besonders erwähnenswert.

Das Zauberspruchgewölbe wurde eigens für die Merseburger Zaubersprüche geschaffen. Sie gelten als das älteste Schriftzeugnis der althochdeutschen Sprache. Sie sind in einer Sammelhandschrift überliefert, die im 9. und 10. Jahrhundert im Skriptorium des Klosters Fulda entstand. Offenbar gelangte sie unter Bischof Wigbert (1004–1009), der als Begründer der Domstiftsbibliothek gilt, nach Merseburg.

Die Merseburger Zaubersprüche stellen das einzige bekannte althochdeutsche Sprachzeugnis dar, in dem Gestalten der germanischen Götterwelt (Wodan, Balder, Frija, Volla, Sunna, Phol, Sinthgunt) agieren. Die erste der beiden magischen Beschwörungsformeln aus vorchristlicher Zeit wurde gesprochen, um Gefangene aus ihren Fesseln zu befreien, mit der zweiten sollte die Heilung einer Fußverletzung bewirkt werden. Die beiden Sprüche wurden im ersten oder zweiten Drittel des 10. Jahrhunderts auf ein leeres Blatt der Handschrift nachgetragen, ihr Inhalt gehört wohl in das 7. oder 8. Jahrhundert.

Zu den kostbarsten Handschriften, die im Handschriftengewölbe verwahrt werden, gehört die dreibändige, mit farbenprächtigen Illustrationen ausgemalte Merseburger Bibel. Sie ist ein herausragendes Zeugnis der deutschen Buchmalerei an der Wende von 12. zum 13. Jahrhundert.

Merseburger Dom
Domplatz 7
06217 Merseburg
Telefon: 03461-210045

Öffnungszeiten:
März bis Oktober
montags bis samstags
9–18 Uhr
sonntags
12–18 Uhr

November bis Februar
montags bis samstags
10–16 Uhr
sonn- und feiertags
12–16 Uhr
Internet:
www.vereinigtedomstifter.de



Sogenannter Ottomantel,
10.–12. Jahrhundert, Seidensamit

Die Naumburger Domschatzkammer Sachsen-Anhalt

Der Dom St. Peter und Paul in Naumburg an der Saale ist die ehemalige Kathedrale des Bistums Naumburg. Der Dom zählt zu den bedeutendsten Beispielen der Baukunst der späten Romanik und der frühen Gotik in Deutschland. Mit dem Kreuzgang und den umliegenden Kuriengebäuden bildet er eines der herausragenden Architekturensembles in Mitteldeutschland.

Mit der Verlegung des Bistumssitzes von Zeitz nach Naumburg im Jahr 1028 beginnt die Baugeschichte der Naumburger Kathedrale. Der Naumburger Dom entstand 1210 als Nachfolgebau einer Marienstiftskirche und eines frühromanischen Doms aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Der heute erhaltene Bau wurde weitgehend in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet. Der im 14. Jahrhundert im Osten erweiterte Bau birgt die Krypta des ersten Doms aus den Jahren 1160/70. Die dreiteilige Kryptenanlage unter dem Ostchor ist der älteste erhaltene Teil des Doms. Ein romantisches Kruzifix aus der Zeit um 1160/70 ist in der östlichen Kryptenerweiterung erhalten. Der um 1230 geschaffene Ostlettner ist das älteste Beispiel eines Hallenlettners.

Der berühmte Westchor des Doms entstand nach der Mitte des 13. Jahrhunderts und ist mit dem Westlettner und den Stifterfiguren aus der Werkstatt des Naumburger Meisters, eines namentlich unbekanntem deutschen Architekten und Steinbildhauers, eines der wichtigsten Bauwerke der Frühgotik. Die beiden Hauptstifterpaare, Markgraf Ekkehard II. von Meißen und seine Frau Uta sowie vermutlich sein Bruder Hermann und dessen Frau Reglindis, stehen betont gemeinsam am Beginn des fünfseitigen Polygons der Apsis. Zwei weitere Paare, getrennt jeweils vor einen der Dienste gestellt, folgen nach Osten. Vermutet werden Konrad und Gepa, Dietrich und Gerburg. Im Polygon stehen die Standbilder der Grafen Dietmar, Syzzo, Wilhelm und Thimo. Die Reliefs zur Passionsgeschichte am Westlettner und die zwölf überlebensgroßen Stifterfiguren überzeugen durch ihre Wirklichkeitsnähe und individuelle Ausdruckskraft. Durch die gotische Kathedralkunst

Frankreichs in spiriert, schuf der Naumburger Meister mit dem Westlettner im Mainzer Dom sein erstes Hauptwerk. In der Mitte des 13. Jahrhunderts gelangte er nach Naumburg, wo er für die Planung, Ausstattung und Ausführung des Westchores verantwortlich war.

Nach der Reformation wurde 1542 mit Nikolaus von Amsdorf zum ersten Mal im Reich ein evangelischer Bischof eingesetzt. Nach dem Tod des letzten Bischofs Julius von Pflug 1564 wurde das Bistum aufgelöst und fiel an Kursachsen, die Kirche verlor ihre Funktion als Bischofssitz. Sie blieb die Kirche der evangelischen Domgemeinde. Heute wird der Dom von den Vereinigten Domstiftern zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz verwaltet.

Am 29. Juni 2006 wurde im Kellergewölbe der Westklausur des Doms die Naumburger Domschatzkammer eröffnet, die aus Mitteln des Landes Sachsen-Anhalt, der Lotto-Toto GmbH Sachsen-Anhalt, der Ostdeutschen Sparkassenstiftung im Land Sachsen-Anhalt gemeinsam mit der Sparkasse Burgenlandkreis, der Stadt Naumburg, des Saale-Unstrut-Tourismus e.V., der STRÖER Deutsche Städte Medien GmbH, der Gertrud und Albert Stewing-Stiftung, der Dr. Axel Vulpius Stiftung sowie des Förderkreises für den Naumburger Dom e.V. und der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucierius finanziert wurde.

Das Naumburger Domschatzgewölbe zählt mit einer Fläche von 285 Quadratmetern zu den größten romanischen Gewölben in Mitteldeutschland. 2003 bis 2006 wurden die Räumlichkeiten unter dem Westflügel der Klausur für die Präsentation der Kunstwerke vorbereitet. Mehr als 30 erlesene Kostbarkeiten des Mittelalters und der Renaissance, die seit der Gründung des Domstifts 1028 in die Saalestadt kamen, werden in der Domschatzkammer präsentiert. Dazu zählen Altäre, Tafelbilder, sakrale Plastiken, Urkunden und Handschriften aus dem Bestand des Domstifts. Zu den herausragenden Kostbarkeiten gehört das von Lucas Cranach dem Älteren um 1518/19 gemalte Altarretabel mit der Darstellung der Maria Magdalena. Sie zielt einen von



Naumburger Domschatzgewölbe vor
und nach der Restaurierung 2006

zwei erhaltenen beidseitig bemalten Flügeln des einstigen Hauptaltars des Naumburger Westchores. Dieser war in den Jahren 1542 bis 1546 unter dem ersten evangelischen Bischof Nikolaus von Amsdorf zerstört worden. Die beiden Seitenflügel blieben verschont, wohl weil sie zwischen Heiligen die Bildnisse zweier Vorgänger des Bischofs zeigen, die den Altar gestiftet und die Malerei bei Lucas Cranach dem Älteren in Auftrag gegeben hatten.

Zu den wichtigsten Exponaten des Domschatzgewölbes zählt auch die Naumburger Pietà aus dem frühen 14. Jahrhundert, die schmerzvoll um Christus weint, den sie in ihren Händen hält. Diese Beweinung Christi zählt durch ihre erhaltene Farbgebung zu den bedeutendsten ihrer Art in Europa.

Die Naumburger Johannesschale aus Holz, die aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts stammt und das abgeschlagene Haupt Johannes' des Täufers mit geschlossenen Augen auf einem Teller präsentiert, ist eines der ältesten erhaltenen Beispiele für die im Mittelalter weit verbreiteten Johannesschalen. Vermutlich wurde die Schale bei Prozessionen vorangetragen. Im Kopf befindet sich ein dem Betrachter nicht sichtbares Geheimfach, in dem bis zum 17. Jahrhundert Reliquien der heiligen

Hedwig und des heiligen Johannes verborgen waren. Zum neu präsentierten Bestand zählt auch ein prachtvoll illustriertes Chorbuch aus Meißen mit farbenfrohen Miniaturen. Es gehört zu einem achtbändigen Werk, das 1500 bis 1504 für das Meißner Domkapitel gefertigt wurde. 1580 kamen die Bücher nach Naumburg, sie enthalten katholische Riten und Gesänge.

Die Schatzkammer erlaubt es nun auch, einige der Dokumente im Original zu zeigen, die auf das Engste mit der Gründungsgeschichte des Doms verknüpft sind. Dazu zählen die Urkunden von der Verlegung des Bistums von Zeitz nach Naumburg im Jahr 1028 und deren Bestätigung durch Papst Johannes XIX. sowie ein Aufruf von Bischof Dietrich II. von 1249, mit dem er um Spenden zur Vollendung des Doms warb. Elf der zwölf Domstifter, deren Abbilder im Dom zu sehen sind, werden in diesem Dokument genannt, darunter auch die berühmte Uta.

Ebenfalls zum Domschatz gezählt wird die testamentarische Gabe des Domherrn Immanuel von Ampach, auch wenn sie gesondert in einer Andachtskapelle präsentiert wird. Von Ampach hatte 1820 einen Zyklus von Christus-Bildern beim deutsch-römischen Malerbund der Nazarener in Auftrag gegeben.

Naumburger Dom
Domplatz 16/17
06618 Naumburg
Telefon: 03445-2301-133
E-Mail:
fuehrung@naumburger-dom.de

Öffnungszeiten:
März bis Oktober
montags bis samstags
9–18 Uhr
sonn- und feiertags
12–18 Uhr

November bis Februar
montags bis samstags
10–16 Uhr
sonn- und feiertags
12–16 Uhr
24.12. und 31.12.
9–12 Uhr

Internet:
www.vereinigtedomstifter.de



Naumburger Johannesschale mit dem Haupt Johannes' des Täufers, 13. Jahrhundert



Naumburger Pietà, frühes 14. Jahrhundert

Die Stiftsbibliothek in Zeitz Sachsen-Anhalt

Die Ursprünge der Stiftung in Zeitz gehen auf die von Otto dem Großen im Jahr 968 initiierte Gründung des Bistums zurück. Eindrucksvollstes Zeugnis dieser Epoche ist der mit hervorragenden Kunstwerken ausgestattete Dom St. Peter und Paul mit seiner ottonischen Krypta. Heute befindet sich der Dom im Besitz der Stadt Zeitz und wird von der katholischen Gemeinde genutzt. Die 1154 erstmals erwähnte Kirche St. Michael inmitten der Altstadt beeindruckt durch ihre weitgehend romanische Doppelturmfront im Westen. Heute bildet die zum Stiftungsbesitz gehörende Hallenkirche den Mittelpunkt des evangelischen Lebens in Zeitz. Der zwischen der Mitte des 13. und dem 16. Jahrhundert entstandene Komplex des Franziskanerklosters birgt in sich die den Heiligen Franziskus, Antonius und Clara geweihte Klosterkirche und die weitgehend original erhaltene Klausur. Das ehemalige Kloster ist in Erbpacht an die Stadt Zeitz vergeben.

Die Zeitzer Stiftsbibliothek – die bedeutendste der drei Büchersammlungen der Vereinigten Domstifter – wurde, weil die Sammlung am alten Standort akut bedroht war, einschließlich ihrer Archivbestände im Mai 2005 nach umfangreichen baulichen Vorbereitungen geschlossen in das im 17. Jahrhundert errichtete Torhaus des Schlosses Moritzburg in Zeitz verbracht. Unzureichende klimatische und sicherheitstechnische Zustände am alten Bibliotheksstandort, denen bereits einzelne Bücher unwiederbringlich zum Opfer gefallen waren, bedrohten den Fortbestand des einzigartigen Bücherschatzes substantiell.

Die Zeitzer Stiftsbibliothek vereinigt einzigartige Schätze aus 1500 Jahren Buchgeschichte und kann auf eine siebenhundertjährige Geschichte zurückblicken. Die heute institutionell unter einem Dach zusammengefassten Buchbestände setzen sich aus verschiedenen, ursprünglich eigenständigen Büchersammlungen zusammen. Es ist einmal die sich im Verlauf des 14. Jahrhunderts institutionalisierende bischöfliche Bibliothek mit ihren wertvollen Handschriften, Inkunabeldrucken und Drucken des frühen 16. Jahrhunderts.

Parallel dazu bildete sich am Zeitzer Kollegiatstift St. Peter und Paul eine Institutsbibliothek heraus. Sie hat sich nahezu geschlossen erhalten und ist mit ihren 500 Handschriften und Druckausgaben des 14. bis frühen 16. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum in dieser Form nahezu einzigartig.

Den mit Abstand bedeutendsten historischen Teilbestand stellt jedoch die Privatbibliothek des letzten, 1564 verstorbenen Naumburger Bischofs Julius Pflug dar. Julius Pflug darf mit Recht als der wohl bedeutendste Gegenspieler Martin Luthers bezeichnet werden. Er war einer der letzten katholischen Würdenträger im mitteldeutschen Raum. Seine bereits von den Zeitgenossen als bedeutend bezeichnete Bibliothek hinterließ er testamentarisch seinen Amtsnachfolgern in Zeitz. Mit knapp 1.200 Bänden gehört Pflugs einzigartige Bibliothek europaweit zu den wenigen Beispielen, in denen sich ein derartiger Bestand nahezu geschlossen am ursprünglichen Bibliotheksstandort erhalten hat.

Von größeren Verlusten in den letzten Jahrhunderten verschont, gehören heute knapp 400 mittelalterliche und 450 frühneuzeitliche Handschriften ebenso zum Bestand der auch in den sich anschließenden Jahrhunderten systematisch erweiterten Sammlung wie ungefähr 400 Inkunabeln und rund 30.000 Drucke des 16. bis 18. Jahrhunderts. Hervorzuheben ist die Geschlossenheit der historisch gewachsenen Bestände. Das gilt insbesondere für die Sammlungsteile mit Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts.

Die Ptolemäus-Handschrift von 1470 mit der Zeitzer Weltkarte gehört zu den Höhepunkten der umfangreichen Kartensammlung der Zeitzer Stiftsbibliothek und ist eine der wenigen erhaltenen mittelalterlichen Kartenwerke. Die berühmte Weltkarte (»mappa mundi Ciziensis«) ist Teil einer mutmaßlich im süddeutschen Raum entstandenen Papierhandschrift. Der großformatige, aus über 20 meist doppelseitigen Karten gebildete und in seiner Zusammensetzung einzigartige Kodex (Hist. Fol. 497) ist im letzten Drittel des 15. Jahr-



Torhaus des Schlosses Moritzburg
in Zeitz bei Nacht

Stiftsbibliothek und Stiftsarchiv
im zweiten Obergeschoss des Torhauses
der Moritzburg



hunderts entstanden, große Teile wurden um 1470 vollendet. Den Grundstock der Handschrift bildet das achte Buch »Geographia« des spätantiken Geographen und Mathematikers Claudius Ptolemäus mit seinen 26 Karten, die die in der Spätantike bekannte Welt erfassten. Darüber hinaus umfasst der Zeitzer Kodex weitere, für das Wissen über die moderne Kartographie einzigartige Karten, um die das Werk des Ptolemäus im Laufe des 15. Jahrhunderts erweitert wurde. Zwei Karten ragen unter diesen heraus. Die erste zeigt Skandinavien und geht auf eine um 1430 entstandene Vorlage zurück, während die zweite, singulär überlieferte das Italien des ausgehenden Mittelalters in einer aufsehenerregenden Detailtreue wiedergibt. Die kreisrunde spätmittelalterliche Weltkarte, die »mappa mundi Ciziensis«, welche kontrastierend zu den antiken Karten des Ptolemäus die Sicht des Mittelalters präsentiert, bildet den Abschluss und gewissermaßen auch den Höhepunkt der Handschrift. Um sie für die folgenden Generationen zu erhal-

ten, wurden 2007 mit Hilfe der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius dringend notwendige restauratorische Maßnahmen durchgeführt. Die Alterung hatte an der Ausmalung der einzigartigen Karten sichtbare Spuren hinterlassen. Es bedurfte einer gründlichen Reinigung und einer restauratorischen Behandlung der einzelnen Karten. Die gesamte Handschrift musste auseinandergenommen, der im 18. Jahrhundert erneuerte, für die Aufbewahrung der Karten aber wenig geeignete Einband ersetzt werden.

Darüber hinaus konnte durch eine Förderung der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius in den Jahren 2007 und 2008 ein Nachwuchswissenschaftler beschäftigt werden, um die Bibliotheksbestände in Zeitz, aber auch in Naumburg wissenschaftlich zu erschließen. Ein Schwerpunkt lag dabei auf der systematischen Aufarbeitung der umfangreichen Archivmaterialien sowie auf der wissenschaftlichen Erschließung von Teilen der bedeutenden Bibliothek Julius Pflugs.

Stiftsbibliothek und
Stiftsarchiv
Torhaus Schloss Moritzburg
Schlossstraße 6
06712 Zeitz
Telefon: 03441-212060 /
0177-7449574

Öffnungszeiten nur für
wissenschaftliche Nutzung
mit Voranmeldung:
dienstags 9–12 Uhr und
13–16 Uhr sowie nach
Vereinbarung
Internet: www.vereinigtemstifter.de



Zeitler Weltkarte aus der Ptolemäus-Handschrift, um 1470

Denkmalgeschützte
Sakralbauten aus dem
Programm »Kulturerhalt
in Ostdeutschland«













Mit dem Programm »Kulturerhalt in Ostdeutschland. Denkmalpflegemaßnahmen« hat die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius in den Jahren 2007 bis 2011 zur Restaurierung von insgesamt 31 bedeutenden Kulturdenkmälern in den ostdeutschen Bundesländern beigetragen. Die Stiftung hat mit dem Programm einen Denkmaletat aufgelegt, um Hilfe schnell und unbürokratisch dort zu ermöglichen, wo Fördermittel kurzfristig nötig sind, und damit zur Realisierung dringend notwendiger Rettungsmaßnahmen beigetragen – von der Rettung bedrohter Kirchtürme bis zur Dachsanierung ganzer Kirchenschiffe. Das Kuratorium der ZEIT-Stiftung hat dafür eine Gesamtsumme von 350.000 Euro bewilligt.

Seite 51: Kirche St. Marien zu Greifswald:
Mittelgeschoss des Turms mit Spitzbogenblenden und Ansatz des Vorhallendachs

Seite 52–53: Dorfkirche in Kloster Wulfs-
hagen: Langschiff mit Tonnendecke
und Blick auf den Schnitzaltar (um 1500)

Seite 54–55: Kirche St. Marien in Plau
am See: Blick von den Emporen auf das
gotische Kreuzrippengewölbe

Seite 56: Ehemaliges Zisterzienserinnen-
kloster in Rühn: Blick auf das barocke
Prunkepitaph der Regentin Sophie Agnes

Die Kirche St. Stephani zu Aschersleben

Sachsen-Anhalt

Aschersleben im Salzlandkreis ist die älteste urkundlich erwähnte Stadt in Sachsen-Anhalt mit einer sehr gut erhaltenen mittelalterlichen Stadtbefestigungsanlage und einer weitgehend intakten Innenstadt. Erwähnt wird der Name Aschersleben erstmals in einer Schenkungsurkunde von 748, in welcher ein ansonsten unbekannter Madalwin aus Aschersleben seine Besitzungen dem Kloster Fulda überträgt.

Die St.-Stephani-Kirche ist das Wahrzeichen der Stadt. Sie wurde in ungewöhnlich langer Bauzeit von 1406 bis 1507 als gotische Hallenkirche erbaut, die eine kleinere romanische Basilika ersetzte. 1406 hatte man die Türme der romanischen Basilika abgebrochen und mit ihrem Baumaterial mit der Errichtung eines neuen Südturmes begonnen. Er wurde nur bis zur ersten Etage fertiggestellt und blieb dann für etwa 30 Jahre unvollendet. Eine Setzung des Baugrundes unter dem Turmwerk führte dazu, dass man nach seiner Fertigstellung den Gedanken aufgab, auch den Nordturm zu vollenden.

Während der Chor gleichzeitig mit dem Südturm entstand, wurde mit dem Bau des Kirchenschiffes erst 1480 begonnen. Man baute die gotische Kirche um die kleinere romanische Basilika herum und riss sie im Verlauf der Bauarbeiten Stück für Stück ab. Zur reichen Innenausstattung der Kirche, die bereits umfas-

send restauriert wurde, zählen Bilder aus der Cranach-Schule, eine Barockkanzel aus dem 17. Jahrhundert sowie ein altes Bronzetaufbecken aus dem 15. Jahrhundert.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden Teile der Innenausstattung erneuert. Eine Röver-Orgel ersetzte 1907 die alte, von Georg Nothnagel 1655 bis 1657 gebaute und 1712 von Christoph Concius aus Wernigerode überholte Orgel. Im Jahr 2011 wurde die Kirche in das Programm »Kulturerhalt in Ostdeutschland« der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucorius aufgenommen. Finanzmittel des Landes Sachsen-Anhalt, der Kirchengemeinde und der ZEIT-Stiftung ermöglichten, dass im März 2012 mit der dringend notwendigen Instandsetzung des undicht gewordenen Nordturmdaches begonnen werden konnte. Die Dachziegel aus Schiefer wurden zum Teil von rostigen Nägeln gehalten und drohten bei starkem Sturm vom Dach zu fallen. Bereits im Juli 2010 war ein Dachziegel über 50 Meter in die Tiefe gefallen und hatte ein auf dem Kirchhof abgestelltes Auto getroffen.

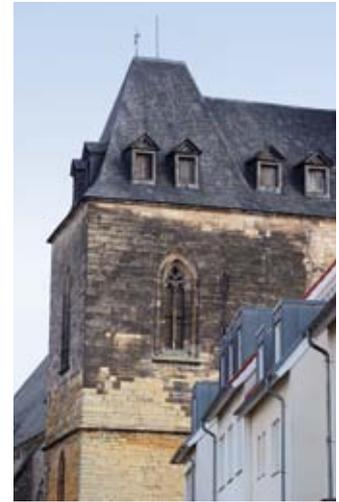
Zwar fehlen, so der Pfarrer der Kirche, Matthias Büdke, um die Sanierung des sechsstimmigen Geläuts im Glockenturm mit einem Finanzvolumen von 260.000 Euro in Angriff nehmen zu können, immer noch mehrere zehntausend Euro, dennoch ist die Instandsetzung des Nordturmdaches ein erster wichtiger Schritt.

Kirche St. Stephani zu
Aschersleben
Stephanikirchhof 1
06449 Aschersleben
Telefon: 03473-888130

Ansprechpartner:
Ingrid Schulz
Gemeindebüro
Stephanikirchhof 9
06449 Aschersleben
Telefon: 03473-888-147
Pfarrer Matthias Büdke
Telefon: 03473-888130
E-Mail: kirchspiel-asl@web.de

Öffnungszeiten:
montags bis freitags
10–16 Uhr
Führungen auf Anfrage

Gottesdienste:
Juni bis September
sonntags 10.30 Uhr
Internet: www.evangelische-kirche-aschersleben.de



Kirche St. Stephani zu Aschersleben mit Südturm und unvollendetem Nordturm

Gotisches Kirchenschiff mit Bildern aus der Cranach-Schule, Barockkanzel (17. Jahrhundert) und Altarraum



Die Unterkirche St. Georg in Bad Frankenhausen Thüringen

Die Unterkirche St. Georg ist die evangelische Hauptkirche der Stadt Bad Frankenhausen im thüringischen Kyffhäuserkreis. Der eindrucksvolle Bau ist die dritte Kirche an dieser Stelle. Er zeugt von der Bedeutung der Stadt, die seit dem frühen 13. Jahrhundert das Stadtrecht besitzt und Hauptort der Unterherrschaft im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt war.

Die Unterkirche steht auf den Ruinen eines gotischen Zisterzienserinnenklosters aus dem Jahr 1215. Im Jahr 1550 wurde die Klosterkirche zur evangelischen Hauptkirche Bad Frankenhausens erhoben. 1596 musste sie wegen Baufälligkeit, 1703 nach einem Stadtbrand neu aufgebaut werden.

Die 1703 eingeweihte neue barocke Hallenkirche besitzt einen polygonalen Chor mit Spitzbogenfenstern und Strebepfeilern. Das Sockelmauerwerk des Langhauses, die beiden spitzbogigen Seitenportale und Teile des Westgiebels stammen noch vom ersten spätgotischen, die unteren Teile des Glockenturms vom zweiten Renaissance-Bau. Das Kirchenschiff wird von einer flachen Tonne überwölbt. Zur barocken Ausstattung gehören die zweigeschossigen Emporen mit den Fürstentronen zu beiden Seiten des Chores, der barocke Altar und die barocke Kanzel. Die Orgel zählt zu den bedeutenden

Denkmalorgeln in Mitteldeutschland. Sie wurde 1703 von Johann North aus Rudolstadt errichtet und 1843 von der Orgelbauwerkstatt von Johann Friedrich Schulze aus Paulinzella umgebaut. 1886 setzte Julius Strobel aus Bad Frankenhausen ein hochromantisches Instrument hinter den barocken Orgelprospekt.

Zeugnisse umfassender Veränderungen des Innenraums im 19. Jahrhundert sind der neugotische Blattfries unter dem Deckengewölbe des Chores, die neugotischen Chorfenster aus dem Jahr 1884 und die neue Farbfassung des Innenraums in kräftigem Grün und Braun aus dem Jahr 1894.

Nachdem mit Unterstützung des 1999 gegründeten Fördervereins »Unterkirche Bad Frankenhausen« im Winter 2009 die Sakristei neu verputzt worden war, folgte, finanziert aus Mitteln der Kirchengemeinde und der ZEIT-Stiftung, Anfang 2011 im Chor eine Drainage zur Austrocknung des Sockelmauerwerks. Die Maßnahme war notwendig geworden, weil die Lage im Frankenhäuser Ried, einem Feuchtgebiet, dazu geführt hatte, dass die Fassade der Unterkirche im unteren Viertel der Fassadenoberfläche einen umlaufenden Feuchtehorizont aufwies, der vor allem den ältesten und wertvollsten Mauerwerksbereichen dauerhaften Schaden zufügte.

Unterkirche Bad Frankenhausen
Kantor-Bischoff-Platz 7
06567 Bad Frankenhausen
Telefon: 034671-62614
E-Mail: pfarramt@kirche-bad-frankenhausen.de
suptur.bf-s@t-online.de

Öffnungszeiten:
sonntags nach den
Gottesdiensten
Mai bis Oktober auch
samstags

Schlüssel im Büro der
Superintendentur
Kantor-Bischoff-Platz 8
(gegenüber der Unterkirche)
Führungen auf Anfrage

Gottesdienste:
sonn- und feiertags
9.30 Uhr
Internet: www.kirche-bad-frankenhausen.de

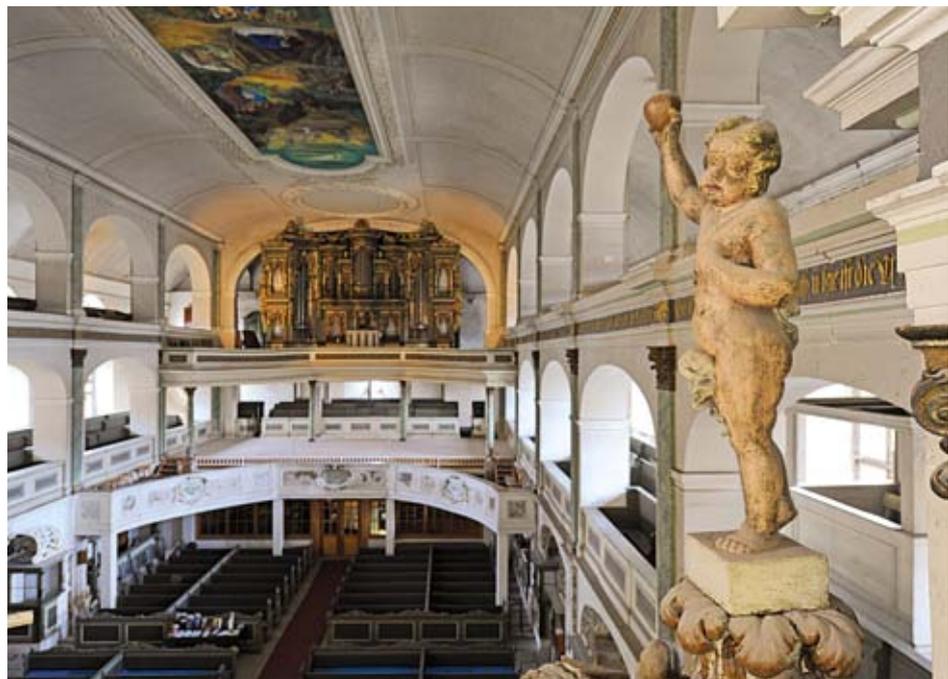


Unterkirche St. Georg in Bad Frankenhausen: Blick auf die Südfassade der barocken Hallenkirche



Beginn der Restaurierung des polygonalen Chors nach der Drainage zur Austrocknung des Sockelmauerwerks

Blick vom Altarraum in das unrestituierte Kirchenschiff auf die nur zum Teil spielbare Orgel



Die Kirche St. Nikolai zu Bauer Mecklenburg-Vorpommern

Etwas abseits der Orte Bauer und Wehrland auf einer Anhöhe mit Blick auf den Peenestrom und den Weißen Berg der Insel Usedom steht die Kirche St. Nikolai. Die Anfänge des rechteckigen Feldsteinbaus mit geradem Chorabschluss reichen in das 13. Jahrhundert zurück. Die Spitzbogenfenster sind mit Backsteingewänden versehen. Das Eingangsportal auf der Westseite ist abgestuft und weist einen Kämpferwulst in Backstein auf.

Zur ersten Bauphase der Kirche gehört der eingezogene Chor, zur zweiten die spätere Erweiterung mit dem westlich angefügten größeren Kirchenschiff. Der Westgiebel wird oberhalb des Feldsteinmauerwerks als Backsteinblendgiebel mit Spitzbögen und Raufen weitergeführt. Eine stützenfreie Balkendecke mit barocker Rankendekoration und fünf Engeln im Chor aus den Jahren 1700/07 überspannt das Kirchenschiff und den Chor. Über dem Taufbecken befand sich der Spruch »Gloria in excelsis Deo«.

Von der mittelalterlichen Ausstattung haben sich der Taufstein, der Altartisch und eine Sakramentsnische mit mittelalterlicher Tür erhalten. Die Orgel des Berliner Orgelbaumeisters Wilhelm Remler aus dem Jahr 1866 auf der Westempore ist eine von zwei bekannten Remler-Organen in Mecklenburg-Vorpommern. 1965 war die barocke Decke wegen fehlender Tragfähigkeit auf-

grund Insektenbefalls und Fäulnis ausgebaut, nummeriert und auf dem Dachboden der Kirche eingelagert worden. Im Jahr 2007 wurden die einzelnen Bretter zunächst gesichtet und dokumentiert, dann gefestigt und ergänzt. Nach dem Wiedereinbau der Decke des Chores Ende Juni 2008 folgte Anfang August 2008 die Decke über dem östlichen Kirchenschiff und im Frühsommer 2009 die restliche Fläche bis zum Westgiebel. Eine neue Laufebene über den historischen Bohlen verschont die historische Decke von Belastungen. Im Juni 2010 wurde die Bemalung des Feldes über dem Taufbecken mit dem Schriftzug »Gloria in excelsis Deo« wiederhergestellt.

Möglich wurde die Restaurierung durch Mittel der Kirchengemeinde, des Dorfkirchenfonds der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland, der Rudolf-August Oetker-Stiftung, des Fördervereins zur Erhaltung von St. Nikolai zu Bauer, der Hermann Reemtsma Stiftung, der Marlis Kressner Stiftung, des Lepelschen Familienverbandes, der Dr. Weisbrod-Russ-Stiftung, der G. u. L. Powalla Bunny's Stiftung, der Wittig'schen Stiftung für Menschen und Tiere in Notsituationen sowie der Katharina und Gerhard Hoffmann Stiftung, der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius und durch Patronatsmittel der Pommerschen Evangelischen Kirche.

Kirche St. Nikolai zu Bauer
Zum Bauerberg
17440 Bauer-Wehrland

Ansprechpartner:
Förderverein zur Erhaltung
von St. Nikolai zu Bauer in
Wehrland e.V.
Frau Birgit Berge
Lindenallee 12
17440 Bauer-Wehrland
Telefon: 038374-82244

Schlüssel bei Küster Herrn
Humrich gegenüber der Kirche
Gottesdienste jeden
4. Sonntag im Monat
Internet: www.kirche-bauer.de



Die Feldsteinkirche St. Nikolai zu Bauer aus dem 13. Jahrhundert mit eingezogenem Chor, Backsteinblendgiebel und Kirchturm



Bemalte barocke Holzdecke der Kirche mit Engeln und dem Schriftzug » Gloria in excelsis Deo« im Deckenfeld über dem Taufbecken

Die Kirche St. Petri in Erfurt-Büßleben Thüringen

Das Dorf Büßleben am Rande von Erfurt wurde im 9. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt. Die Grafen von Gleichen, die den Ort anfangs besaßen, übergaben ihn zunächst lehensweise, am Anfang des 15. Jahrhunderts dann käuflich an die Stadt Erfurt.

Die evangelische Pfarrkirche St. Petri ist ein oktogonaler Zentralbau. 1769 wurde der Grundstein gelegt, der gesamte Bau war 1774 beendet, nachdem die Kirche schon am 8. November 1773 geweiht worden war. Die Kirche besitzt ein mächtiges Mansarddach mit rustizierter Eckquaderung. Im Westen findet sich ein Portal mit tympanonartigem Aufsatz. Der mächtige Turm im Osten der Kirche ist ein Rest des spätmittelalterlichen Vorgängerbaus.

Im Innenraum hat sich eine einheitliche spätbarocke Ausstattung erhalten. Dazu zählen eine zweigeschossige Empore sowie ein um 1770 entstandener Kanzelaltar mit hoher Säulenstellung und aufwendigem Roncailleschmuck.

Zu den kostbarsten Ausstattungsgegenständen der Kirche zählt die Orgel des Orgelbauers Georg Christoph Stertzing mit ihrem reich verzierten Prospekt. Das 1702 erbaute Instrument, das ursprünglich für das Benediktinerkloster St. Petri auf dem Erfurter Petersberg

gebaut wurde, steht seit 1811 in der Büßlebener Kirche. Die Gemeinde Büßleben hatte die Orgel, die wie andere Inventarstücke des Klosters von der napoleonischen Besatzungsmacht zum Verkauf angeboten wurde, für 900 Taler ersteigert. In der Erfurter Umgebung ist die Stertzing-Orgel die einzige erhaltene Orgel aus der Zeit um 1700 und in ihrer Größe sogar die Älteste in ganz Thüringen. 1998 begann Alexander Schuke mit der Restaurierung der Orgel, 2002 wurde sie wieder eingeweiht, 2005 wurde die noch fehlende Posaune ergänzt.

Als die Kirche im Sommer 2010 in das Programm »Kulturerhalt in Ostdeutschland« der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius aufgenommen wurde, war die Sanierung der Dachmansardflächen die dringlichste Aufgabe. Es galt, die wertvolle Stertzing-Orgel und den Baukörper gegen Einlaufschäden zu schützen und die Dachentwässerungsanlage zu erneuern. Schon 2007 hatte sich die Gemeinde vorgenommen, die Mansarddachflächen komplett zu erneuern. Trotz intensiver Voruntersuchungen waren damals so massive Schäden zutage getreten, dass die vorhandenen Mittel nur für ca. ein Drittel der Dachfläche ausreichten. Danach hatte man die Arbeiten einstellen müssen.

St. Petrikirche Büßleben
Am Peterbach 15
99198 Erfurt

Ansprechpartner:
Pfarrer Uwe EDOM
Pfarramt Ev. Kirchspiel
Windischholzhausen-Büßleben
Haarbergstraße 118
99102 Erfurt
Telefon: 0361-413616
E-Mail: UweEdom@t-online.de

Öffnungszeiten:
nach Vereinbarung
Gottesdienste:
jeden 1. und 3. Sonntag
im Monat 9.15 Uhr
Führungen auf Anfrage
Internet:
www.stertzingorgel.de



Kirche St. Petri in Erfurt-Büßleben: Blick von Süden auf die Kirche mit dem mächtigen Mansarddach und dem Turm im Osten



Schäden an den Dachbalken

Die Kirche St. Marien zu Greifswald Mecklenburg-Vorpommern

Die Kirche St. Marien im Ostteil der Innenstadt ist die jüngste der drei mittelalterlichen Pfarrkirchen in Greifswald. Der 67 Meter lange Backsteinbau trägt aufgrund seiner gedrungenen Form im Volksmund den liebevollen Spitznamen »Dicke Marie«.

Die im Jahr 1280 erstmals urkundlich erwähnte Kirche stand unter dem Patronat des Klosters Eldena. Bei Baubeginn um 1275 war zunächst ein dreijochiger und dreischiffiger Backsteinbau mit einem zweijochigen Chor im Stil der französischen Hochgotik im Osten geplant. Bis um 1300 wurden die Seitenschiffe auf die Flucht der Chorostmauer verlängert, das zweite Turmgewölbgeschoss mit einer reichen Gliederung durch Friese und Blenden ausgeführt und ein basilikaler Aufriss vorbereitet. Um 1310 jedoch erfolgte die Umgestaltung zur heute bestehenden Halle. Nach der Errichtung des Langhausdaches und der Aufmauerung des monumentalen Ostgiebels war der mächtige Kirchenbau um 1330/40 so gut wie vollendet.

Der hoch aufragende Ostgiebel ist durch seine Spitzbogenblenden mit aufgemauerter Maßwerkfüllung, durchbrochenen Strebebeylern und zierlichen Fialen reich gegliedert und ein gelungenes Beispiel der norddeutschen Giebelornamentik.

Die als Einturmanlage angelegte St.-Marien-Kirche besitzt einen vierstöckigen Turm mit einem mächtigen Satteldach. Das Untergeschoss des wuchtigen, in den Bau einbezogenen Turms mit seinen bis zu vier-einhalb Meter starken Mauern war bereits Anfang des 14. Jahrhunderts fertiggestellt. Es ist durch eine Vorhalle verdeckt. Im Inneren befindet sich ein mit aufwendigen Stuckelementen und Wandmalerei verzierter gewölbter Raum, die sogenannte Gerichtshalle, in der geistliches Recht gesprochen wurde. Das Mittelgeschoss ist mit Spitzbogenblenden versehen, der eingerückte Oberteil besitzt Schalllöcher. Galt das Zelt-dach noch bis vor kurzem als Werk aus dem Jahr 1780, von dem man glaubte, dass es einen Spitzhelm ersetzte, der 1678 durch Kriegsschäden zerstört worden war, so

hat die dendrochronologische Untersuchung im Zusammenhang mit der Turmsanierung der Jahre 2010 und 2011 gezeigt, dass es im Bestand des Dachstuhls aus dem Mittelalter stammt.

Der Anbau der großen zweichorigen sogenannten Annenkapelle prägt das Gebäude. Die Zwillingsapsiden sind einmalig für den norddeutschen Raum. Die Kapelle besitzt ein sechsteiliges Gewölbe mit polygonalen Rippen. Schon Anfang des 15. Jahrhunderts wurden zwischen die Strebebeyler der südlichen Turmhalle und die Annenkapelle im Südwesten drei schmale kreuzrippengewölbte Kapellen eingefügt. Die mittlere wurde 1411 geweiht. Zugleich wurden die Turmseitenhallen auf die Höhe der Gewölbe der Seitenschiffe erhöht. Mitte des 15. Jahrhunderts entstand die Vorhalle vor der Westfront. 1779 wurde die Sakristei im Nordosten erneuert.

Nach der für die 1360er Jahre ebenfalls urkundlich belegten Errichtung des dritten und vierten Turmgewölbgeschosses erhielt das Langhaus um 1400 seine Einwölbung mit Kreuzrippengewölben. Vier Pfeilerpaare tragen die flachen Kreuzrippengewölbe des 21 Meter hohen Kirchenschiffes. Die heute wieder sichtbare mittelalterliche Bemalung ist bei Restaurierungsarbeiten in den Jahren 1977 bis 1984 freigelegt worden. Besonderen Stellenwert haben die Wandmalereien in der östlichen der südlichen Turmseitenkapellen mit Passionsszenen aus dem Jahr 1411 und die lebensgroße zeitgenössische Darstellung eines 1545 in Wieck bei Greifswald gestrandeten Wales in der nördlichen Turmseitenhalle.

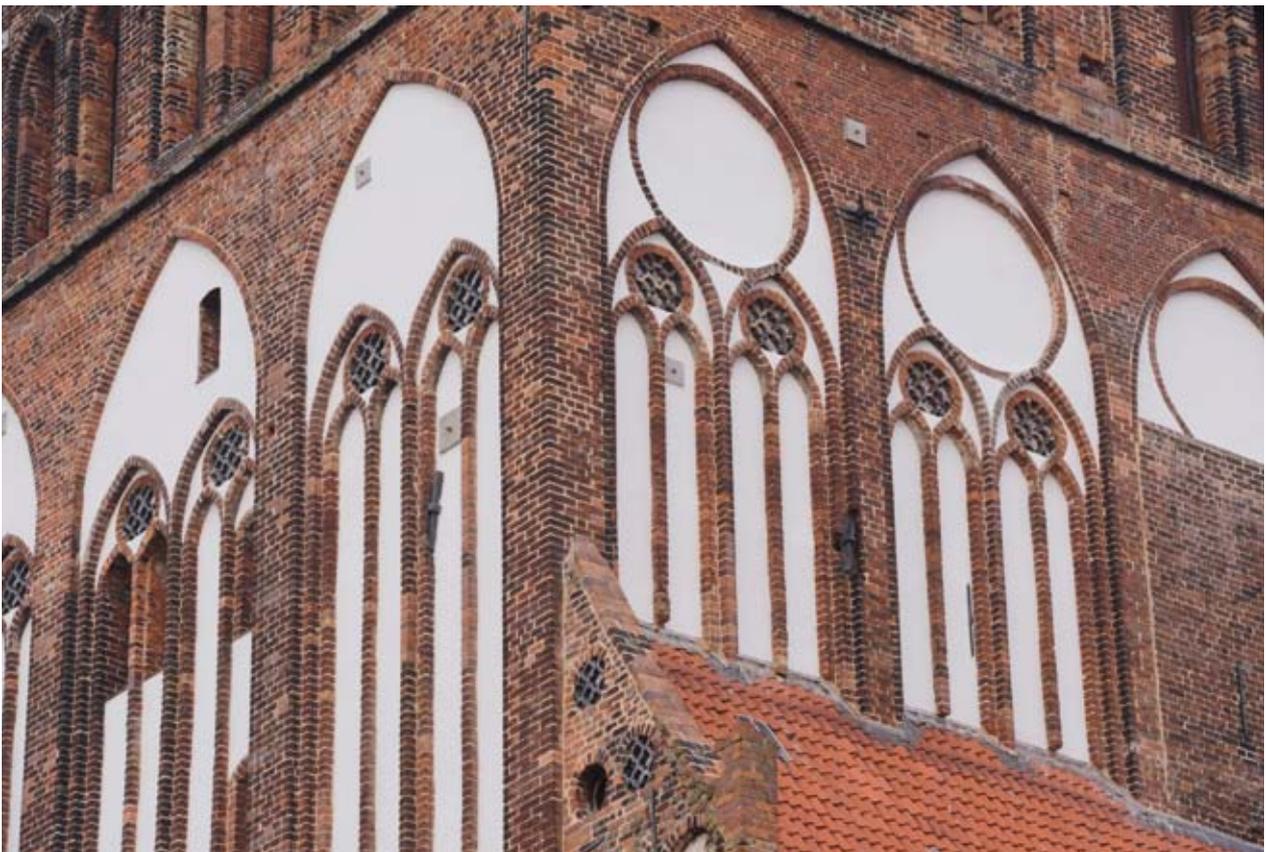
Den größten Teil der Innenausstattung hat die Kirche während der Zeit der napoleonischen Besatzung verloren. Erhalten geblieben sind aber die Kanzel aus dem Jahr 1587 mit reichem Schnitzwerk und Intarsien des Rostocker Kunstschreiners J. Mecklenburg sowie die Darstellung der Grablegung Christi.

Der spätgotische Schnitzaltar wurde vermutlich Anfang des 16. Jahrhunderts von einem schwäbischen Künstler hergestellt. Von diesem Altar ist die Darstellung der Grablegung Christi erhalten geblieben und

Blick von der Greifswalder Innenstadt auf den vierstöckigen Turm der Kirche St. Marien



Mittelgeschoss des Turms mit Spitzbogenblenden



befindet sich heute links vom Hauptaltar mit einer kunstgeschichtlich bedeutsamen Kopie von Correggios »Heiliger Nacht« von Friedrich August Klinkowström, einem Weggefährten Caspar David Friedrichs. Die Marienkirche muss bereits Anfang des 15. Jahrhunderts eine Orgel besessen haben. Die heutige Orgel stammt aus dem Jahr 1866 und wurde von dem Stralsunder Orgelbauer Friedrich Albert Mehmel erbaut. Sie ist das größte noch erhaltene Instrument Mehmels.

Zahlreiche Sanierungen und Restaurierungen sind der von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius unterstützten Sanierung des Westturms vorausgegangen: 1885 bis 1887 erfolgte die Wiederherstellung nach einer vorhergehenden Umnutzung, 1935 bis 1937 weitere Sicherungs- und Renovierungsarbeiten. 1953/54 wurde die Annenkapelle, 1974 bis 1977 die Außenfassade instand gesetzt, der Dachstuhl saniert, die Dacheindeckung erneuert sowie eine Turmfassadensanierung auf der Südseite vorgenommen. 1977 bis 1984 schloss eine Innenraumsanierung an. 2009 wurde der Ostgiebel saniert. Nach der Vollendung der Arbeiten am Ostgiebel 2009 sowie der Sicherung des Turmdaches und des obersten

Turmgeschosses waren weitere Arbeiten am Turm notwendig. Alle vier Seiten des Turms waren von Rissen durchzogen, die zum Teil schon sehr alt waren und in der Vergangenheit immer wieder verfügt und übermauert worden waren. Obwohl bereits in älteren Restaurierungsphasen Mauerwerksanker in die Wände eingezogen worden waren, waren die Risse weiterhin aktiv.

2010 und 2011 wurde mit Fördermitteln der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius das äußere Mauerwerk komplett aufgearbeitet. Es wurden Zuganker verspannt, Mauerrisse verpresst und geschlossen, beschädigte Ziegel ausgetauscht und die Verfüugung in den stark verwitterten Bereichen aufgearbeitet. Auch die Putzflächen in den Blenden und die Dachanschlüsse an den Turm mussten überarbeitet werden. Am 23. Oktober 2011 wurde die Vollendung der Turmrestaurierung mit einem Dankgottesdienst gefeiert.

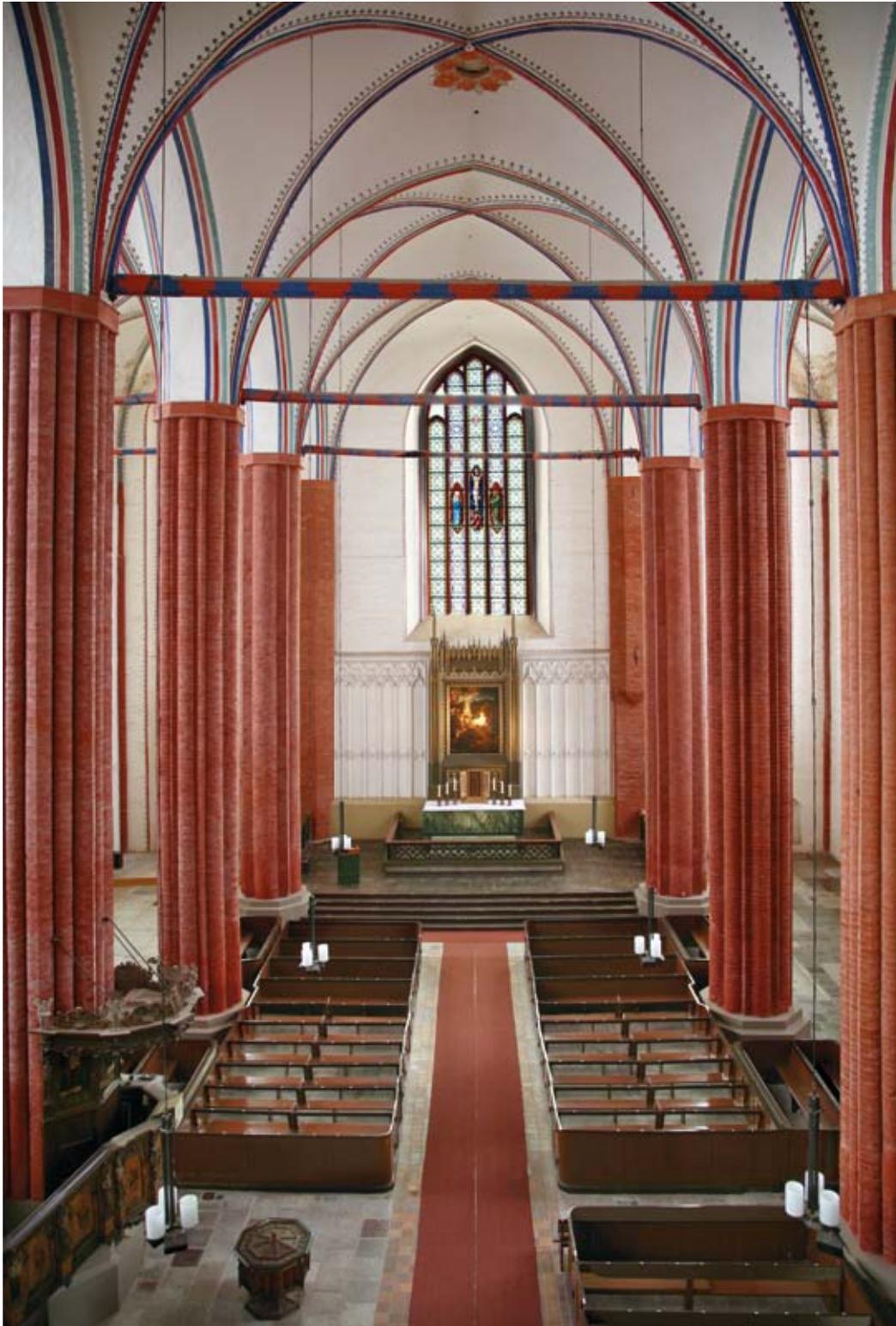
Weitere Bauabschnitte zur Komplettsanierung der Kirche sind für die kommenden Jahre geplant. Angesichts gravierender Feuchtigkeitsschäden im mittelalterlichen Dachstuhl des Hauptschiffes steht dessen Sanierung gegenwärtig im Mittelpunkt.

Evangelische Kirchengemeinde
St. Marien
Brüggstraße 35
17489 Greifswald
Telefon: 03834-2263
E-Mail: kgm.st.marien@kirchenkreis-greifswald.de

Ansprechpartner:
Pfarrer Dr. Bernd Magedanz
Telefon: 03834-8477052
Pfarrerinnen Dr. Ulrike Schäfer-
Streckenbach
Telefon: 03834-886104

Öffnungszeiten:
montags bis samstags
10–18 Uhr
Oktober 10–17 Uhr
November bis Ostern
montags bis freitags
11–15 Uhr
sonntags nach dem
Gottesdienst bis 13 Uhr

Gottesdienste:
sonn- und feiertags 10.15 Uhr
Internet:
www.marien-greifswald.de



Blick in das Kirchenschiff (um 1400) mit flachem Kreuzrippengewölbe und wieder freigelegter mittelalterlicher Bemalung auf den Hauptaltar

Die Alte Synagoge Hagenow Mecklenburg-Vorpommern

Die Ursprünge des kleinen Städtchens Hagenow gehen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Aufgrund verschiedener Brände sind mehrfach fast alle Häuser zerstört worden. Die ältesten heute noch erhaltenen Gebäude wurden um die Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut. Zu den Fachwerkhäusern im denkmalgeschützten Altstadt kern gehört auch die Alte Synagoge von Hagenow. Sie ist Bestandteil eines Gebäude-Ensembles, das in seiner Geschlossenheit einmalig ist in Mecklenburg-Vorpommern. Es besteht aus dem Haupthaus mit dem Betraum der Synagoge, dem Gemeindehaus mit der Religionsschule, der Lehrerwohnung, der Gemeindeführung und einer Mikwe sowie einem Wagenschauer.

Bis 1907 fanden in der Synagoge regelmäßig Gottesdienste statt. Nach dem Tod des letzten in der Gemeinde beschäftigten Lehrers, Vorbeters und Schächters, Marcus Juda, wurde der Religionsunterricht nur noch durch Wanderlehrer bestellt. Die Gemeinde verlor bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts durch Wegzug viele Mitglieder, die für den Gottesdienst notwendige Anzahl von zehn Männern konnte sie nicht mehr aufbringen. Da sich der Unterhalt der Synagoge für die restlichen Gemeindeführer zu aufwendig gestaltete, schlug der letzte gewählte Vorsteher, Samuel Meinungen, eine Umnutzung vor, die aber bis zu seinem Tod 1937 nicht mehr zustande kam. Während der Pogrom-

nacht am 9. November 1938 wurde der gesamte Innenraum der Synagoge verwüstet. Der völligen Zerstörung infolge von Brandstiftung entging das Gebäude-Ensemble lediglich, weil es mitten im Stadtzentrum liegt. 1942 wurde es zwangsweise verkauft. Danach wurde das Gebäude mehrfach umgebaut und zweckentfremdet, diente als Lagerhalle, beherbergte Büros und sogar eine Wohnung unter dem Dach. Eine denkmalpflegerische Erhaltung erfolgte bis 1989 nicht.

Nach der Wende wurden die Synagoge und die dazugehörenden Gebäude zunächst der Jewish Claims Conference übertragen. Im Jahr 2001 erwarb die Stadt Hagenow den seit dem 3. Februar 1982 denkmalgeschützten Komplex. Mit Unterstützung der Landesregierung, des Landesamtes für Kultur und Denkmalpflege, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der ZEIT-Stiftung, des NDR und privaten Spendern konnte die Restaurierung in Angriff genommen werden. Während der Restaurierungsarbeiten wurde die Mikwe entdeckt, und es wurden hebräische Schriften im Dachgebälk der Synagoge – der Rest einer sogenannten Genisa – gefunden. Am 17. November 2006 wurde der sanierte Wagenschauer übergeben. Die Alte Synagoge wurde im September 2007 wiedereröffnet. Heute gehört das Gebäude-Ensemble zum Museum für Alltagskultur in der Griesen Gegend, einer kommunalen Einrichtung der Stadt Hagenow.

Museum für Alltagskultur
in der Griesen Gegend
Lange Straße 79
19230 Hagenow
Telefon: 03883-722042
E-Mail: museum@hagenow.de

Alte Synagoge
Hagenstraße 48
19230 Hagenow
Telefon: 03883-663662

Öffnungszeiten:
dienstags und donnerstags
9–12 und 14–17 Uhr
sonntags 14–17 Uhr

Führungen auf Anfrage
Internet: www.freundeskreis-hagenower-museum.de



Alte Synagoge in Hagenow: Gesamtensemble mit Bethaus, Gemeindehaus und Remise für den Leichenwagen

Gemeindehaus mit Religionsschule, Lehrerwohnung, Gemeindewohnung und Mikwe



Blick von der Frauenempore, restauriert mit Hilfe von Prof. Jobst Plog und dem NDR Landesfunkhaus Mecklenburg-Vorpommern



Die Dorfkirche in Kloster Wulfshagen Mecklenburg-Vorpommern

Die kleine Kirche in Kloster Wulfshagen in der Gemeinde Marlow befindet sich in schöner Lage am nördlichen Rand – für Mecklenburg-Vorpommern ungewöhnlich – fast außerhalb des Ortes auf einem kleinen Hügel. Die Kirche ist von einem Kirchhof umgeben, der von einer Natursteinmauer begrenzt wird. Das Gut in Kloster Wulfshagen, zu dem die kleine Kirche gehörte, war seit 1730 im Besitz des Klosters Ribnitz. Zuvor hatte es der Familie Zeppelin gehört.

Die einschiffige Fachwerkkirche mit dem nach Westen gerichteten niedrigen hölzernen Glockenturm ist in der Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet worden. Sie geht auf eine ältere Vorgängerkirche zurück, deren Material für den Nachfolgebau teils wiederverwendet wurde, wie bemalte Ziegel an der Nordseite belegen. Der verbretterte Glockenturm aus Eichenholz trägt einen Helm in Form einer vierseitigen Pyramide und war mit Knopf und Wetterfahne ausgestattet. Im Turm befindet sich eine Glocke aus dem 14. Jahrhundert. Der

Balken neben der Glocke trägt die Inschrift »Anno 1696 den 8. Octobris«. Eine flache, hölzerne Tonnendecke überwölbt das Langschiff der Kirche. Zur Ausstattung gehört ein Schnitzaltar mit zwölf Reliefs zur Mariengeschichte und zur Passion Christi. Er wurde 1500 gefertigt. Die schöne Kanzel mit ihrem Schalldeckel, die ehemalige Patronatsloge, der Pastorenstuhl, das Gemeindegestühl und die Empore auf der Westseite sind in der Zeit um 1800 entstanden.

Nachdem die Kirche 1998 aufgegeben worden war, konnten dank privater Spenden in den Jahren 2002/03 zunächst der Dachstuhl saniert und das Dach mit alten Klosterbibern neu eingedeckt werden. Im September 2011 wurde nach einer insgesamt zehnjährigen, durch zahlreiche kirchliche und öffentliche Geldgeber sowie Unternehmen und Stiftungen, darunter die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, ermöglichten Restaurierung die vollständige Wiederherstellung der Kirche in Kloster Wulfshagen feierlich begangen.

Dorfkirche in
Kloster Wulfshagen
Bei der Kirche
18337 Kloster Wulfshagen

Ansprechpartner:
Margritta Kurp
Guthendorfer Weg 1
Telefon: 038224-44335
oder
Gestüt Nordvorpommern
Telefon: 038224-44558

Pastorin:
Cornelie Simon
Telefon: 038221-301

Öffnungs- und Gottesdienst-
zeiten auf Anfrage
Internet:
www.kloster-wulfshagen.de



Die Fachwerkkirche in Kloster
Wulfshagen, Mitte 18. Jahrhundert

Blick in das Langschiff mit seiner
Tonnendecke in Richtung Westempore



Die Kirche St. Michael in Krummin Mecklenburg-Vorpommern

Die Kirche St. Michael zu Krummin liegt etwas erhöht über der Krumminer Wiek auf der Insel Usedom. Der gotische Backsteinbau ist die ehemalige Klosterkirche des um 1302 gegründeten Zisterzienserinnenklosters Krummin. Die Kirche wurde auf den alten Feldsteinlagen eines um 1230 erstmals urkundlich erwähnten Vorgängerbaus um 1260/70 unter dem Patronat von Ritter Johann Voss aus dem Gefolge des Pommernherzogs Bogislaw IV. errichtet. Der flachgedeckte Saalbau aus Backstein mit geradem Chorabschluss wurde 1302/03 in die Neugründung des Zisterzienserinnenklosters Krummin einbezogen.

Ausschlaggebend für die Klostergründung war, dass sich der Herzog von Pommern-Wolgast Bogislaw IV. nach der Teilung Pommerns im Jahr 1295 ein Frauenkloster in der Nähe seiner Residenz wünschte. Seine Wahl fiel auf Krummin. Die Gründung erfolgte im Hinblick auf die geistliche Laufbahn seiner Tochter Jutta, die als junge Nonne im Zisterzienserinnenkloster Wollin erzogen wurde. Im Jahr 1302 schenkte der Herzog der Nonne Jutta und dem Wolliner Konvent das Patronatsrecht über die Kirche in Krummin unter der Voraussetzung, dass dort ein Tochterkloster entstehen sollte. Die Klosterbauten wurden im Dreißigjährigen Krieg zerstört.

Die dreijochige, chorlose Kirche wurde im 15. Jahrhundert um einen spätgotischen Polygonalchor erwei-

tert. Noch im Dreißigjährigen Krieg wurde das Haupthaus auf der Westseite eingekürzt. Im 18. Jahrhundert wurden die Dachkonstruktion erneuert und die Fassade barock überformt. Aus dieser Zeit stammen auch die ausladenden Strebepfeiler des Chores.

Nach einem Entwurf von Friedrich Wilhelm IV. wurde der gesamte Bau von 1855 bis 1862 neugotisch restauriert. Der quadratische Kirchturm im Westen sowie die beiden querhausähnlichen Anbauten für die Sakristei und die Patronatsloge wurden ergänzt.

1980 wurde das Kircheninnere neu verputzt, in den Jahren 1992/93 wurden die Dach- und Deckenbalken saniert. Der Außenputz der Kirche wurde abgenommen und der Bau steinsichtig verfugt. Nur die Queranbauten blieben verputzt. Der bei diesen Sanierungen verwendete Wandputz führte insbesondere im Chor zu einem Feuchtestau, der durch die jüngsten Dispersionsanstriche noch verstärkt wurde. Der Putz sprengte teilweise auf und platzte ab. In den Fensterlaibungen zeigte sich Algen- und Moosbewuchs. Niederschlag drang in das Mauerwerk ein und führte zu Frostschäden. Es galt, den zementhaltigen Putz vollständig zu entfernen. Der Außenbereich an den Strebepfeilern musste mit einem hydraulischen Kalkmörtel neu ausgefugt werden. Diese Maßnahmen wurden im Winter 2010/11 mit Mitteln der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucierius begonnen.

Kirche St. Michael Krummin
Dorfstraße 22
17440 Krummin

Ansprechpartner:
PfarrerIn Christa Heinke
Telefon: 038377-42045
E-Mail: zinnowitz@kirchen-
kreis-greifswald.de

Öffnungszeiten:
täglich 10–20 Uhr
Gottesdienstzeiten auf Anfrage
Internet: www.kirche-zinnowitz.de



St. Michael, ehemalige Klosterkirche
des Zisterzienserinnenklosters Krummin



Blick in den Chor mit abgeplattem
Wandputz vor der Restaurierung

Die Stadtkirche »Unserer Lieben Frauen« in Meiningen Thüringen

Die Stadtkirche »Unserer Lieben Frauen« erhebt sich an prominenter Stelle im Zentrum der Meiningen Altstadt an der Südseite des Marktes. Die dreischiffige Hallenkirche ist ein Wahrzeichen der Stadt und ihr bedeutendster Sakralbau.

Heinrich II. soll nach seiner Krönung zum König während der Huldigungsreise bei seinem Aufenthalt in Meiningen Anfang Januar 1003 den Baubeginn der Kirche veranlasst haben. Im Jahr 1008 ist die Kirche zum ersten Mal urkundlich erwähnt worden.

Nachdem die Kirche zunächst als turmlose vorromanische Basilika mit einfacher Apsis begonnen und der Mutter Jesu, Maria, geweiht worden war, veranlasste Bischof Bruno von Würzburg Ostern 1034 die Errichtung eines Chores und eines Querschiffes. 1045 waren die Bauarbeiten abgeschlossen. Nach 1100 begann man an der Westfront mit dem Bau der beiden Türme und der Marienkapelle an der Südseite der Kirche.

Es gehört zur besonderen Tragik in der Geschichte der Kirche, dass sie gleich mehrfach Opfer von Bränden wurde und folglich immer wieder neu aufgebaut werden musste: Am 3. Juni 1175 zerstörte ein Blitzschlag den Kirchturm und ließ die dort angebrachte Glocke schmelzen. Der Brand vernichtete das Kirchendach und die Marienkapelle.

Daraufhin musste erneut mit der Errichtung der Westfront begonnen werden, die 1278 ihren Abschluss mit zwei gleich hohen Türmen fand. Nach der Vollendung des Erweiterungsbaus weihte am 7. Juni 1278 der Würzburger Bischof Berthold II. von Sternberg die romanische Kirche zum zweiten Mal auf den Namen »Unserer Lieben Frauen«. 1296 zerstörte wiederum ein Blitzschlag den Glockenturm nebst Glocke und das Kirchendach. Auch die neu erbaute Marienkapelle ging dabei verloren.

Im 15. Jahrhundert plante die Kirchengemeinde der wachsenden Stadt eine Vergrößerung der Kirche im gotischen Stil nach dem Vorbild der französischen Kathedralen. So entstand in den Jahren 1443 bis 1455 der bis heute bestehende gotische Chor in weitaus grö-

ßerer Dimension als das weiter bestehende romanische Langhaus. Auch das an der Nordseite erbaute Querhaus entstand in dieser Zeit, um dort die Sakristei und die Bibliothek unterzubringen. Den neuen Chor setzten die Baumeister zunächst vor den alten romanischen Chor, um diesen erst nach der Fertigstellung des neuen Chores einzureißen.

Gesellschaftliche Umwälzungen, mehrere große Stadtbrände Ende des 15. Jahrhunderts sowie Strafgeelder und der Deutsche Bauernkrieg ließen die Pläne für ein neues Langhaus vorerst scheitern.

1542 gelangte Meiningen in den Herrschaftsbereich der Grafen von Henneberg. Sie führten 1544 die Reformation ein, und die Stadtkirche wurde evangelisch. 1546 erhielt das Gotteshaus seine erste Orgel. Im ausgehenden 16. Jahrhundert kam die Grafschaft in den Besitz des sächsischen Herzoghauses, und die Wettiner wählten Meiningen zum Verwaltungssitz des Henneberger Landes, was ein neues Aufblühen der Stadt bewirkte. So konnten in dieser Zeit wieder größere Bautätigkeiten an der Kirche durchgeführt werden. 1594 entfernte man die alten Turmhauben, und die Kirchtürme bekamen weitere Obergeschosse in Form eines Oktogons im Stil der Renaissance. Dabei erhielt der Nordturm ein Geschoss mehr als der Südturm und dazu zwei übereinandergesetzte Laternen. Ein geplanter dritter Turm, der südlich neben dem Südturm entstehen sollte, wurde nicht verwirklicht.

Im Dreißigjährigen Krieg plünderten und verwüsteten marodierende Truppen mehrmals die Kirche. Nach der Gründung des Herzogtums Sachsen-Meiningen 1680 wurde Meiningen Haupt- und Residenzstadt, und die Stadtkirche erfüllte bis zur Fertigstellung der neuen Schlosskirche 1692 die Funktion einer Hofkirche. Noch 1680 erbaute man zum diesen Zweck eine Krypta unter der Sakristei, in der Marie Hedwig von Hessen-Darmstadt, die im selben Jahr verstorbene erste Gemahlin von Herzog Bernhard I., beigesetzt wurde. 1763 musste die oberste Laterne des Nordturms wegen Baufälligkeit wieder entfernt werden. Nach den stetigen



Stadtkirche »Unserer Lieben Frauen« an der Südseite
des Marktes im Zentrum der Meininger Altstadt

Um- und Ausbauten im Lauf der Jahrhunderte, die oftmals wegen Geldmangels oder Kriegseinflüssen nicht vollendet wurden, beschlossen das Herzoghaus und die Kirchengemeinde einen Umbau der Kirche, der vom Architekten und Oberbaurat Otto Hoppe konzipiert und unter der Bauleitung des noch jungen Architekten Carl Göbel (1858–1940) von 1884 bis 1889 durchgeführt wurde. In diesen Jahren erfuhr die Kirche die größte Veränderung in ihrer wechselvollen Geschichte.

Nach dem Abriss des alten Langhauses erhielt das Gotteshaus 1884/85 ein neues neugotisches Langhaus. Über dem Mittelschiff, der Sakristei und dem bestehenden Chor wurde 1888/89 ein neues Kirchendach errichtet, das nach dem Vorbild des Stephansdoms in Wien mit farbigen glasierten Ziegeln gedeckt wurde. Den Südturm ließ der Baumeister um 3,5 Meter nach Süden versetzen. Beide Türme wurden in Höhe und Erscheinungsbild angeglichen. Die zwischen den Türmen entstandene Lücke schloss man mit dem neuromanischen Hauptportal, der alten romanischen und der neuen gotischen Rosette und einem neuromanischen Giebel.

Der Innenraum wurde inklusive einer neuen Orgel komplett neu gestaltet. Im Langhaus sind an den Seitenschiffen und der Westwand Emporen entstanden. Über der Westempore und den Aufbauten für den Kirchenchor wurde die Orgel im Jahr 1889 von der Orgelbau-

firma Martin Schlimbach & Sohn eingebaut. Bei seinen letzten Aufenthalten in Meiningen spielte Johannes Brahms oft auf dieser Orgel. Auch Max Reger komponierte während seiner Zeit als Meininger Hofkapellmeister von 1911 bis 1914 regelmäßig auf der Orgel und gab Hinweise zur Erweiterung und Verbesserung des Orgelwerkes. Auf Anregung Regers wurde die Orgel von der Firma Eberhard Friedrich Walcker um ein Schwellwerk als drittem Manual erweitert. Sie wurde somit zur Reger-Orgel und am 10. Oktober 1932 von Erhard Mauersberger eingeweiht.

Bei der Bombardierung Meiningens am 23. Februar 1945 wurden das Dach, alle Fenster und die Orgel teilweise zerstört. Seit 1993 wurde die Stadtkirche umfassend saniert. Die Steinfassaden wurden gründlich gereinigt und ausgebessert und die Reger-Orgel wieder instand gesetzt. 2002 erhielten die Seitenschiffe teilweise neue farbige Bleiglasfenster anstelle der provisorischen Glasfenster, die seit dem Zweiten Weltkrieg die zerstörten Originalfenster ersetzt hatten.

Im Zuge der von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius 2010 finanzierten Restaurierungsmaßnahmen erhielt die Kirche eine neue Elektroausstattung. Die alte war so marode geworden, dass sich die lange Reihe der Kirchenbrände in der Geschichte der Kirche zu wiederholen drohte.

Stadtkirche Meiningen
Neu-Ulmer-Straße 25b
98617 Meiningen
Ansprechpartner:
Pfarrer Christoph Knoll
Telefon: 03693-840900
E-Mail: geschaeftsfuehrer@
ev-kirche-meiningen.de
klimmt@ev-kirche-meiningen.de

Öffnungszeiten:
1. Mai bis 31. Oktober
dienstags bis freitags
10–17 Uhr
samstags 10–14 Uhr
sonntags 10–12 Uhr

Gottesdienste:
sonn- und feiertags 10 Uhr
Mai bis Oktober
dienstags 12–12.15 Uhr
Orgelmusik und Meditation
mittwochs 14–18 Uhr
Turmcafe

Schlüssel gegenüber der
Kirche in der »Bilderbude
Erdmann«
Führungen auf Anfrage
Internet: www.kim-net.de



Stadtkirche »Unserer Lieben Frauen« in Meiningen:
neugotisches Langhaus aus dem Jahr 1884/85 mit Blick in den Chor

Die Kirche St. Georgen in Parchim Mecklenburg-Vorpommern

Die ursprünglich wohl slawische Burganlage Parchim wurde 1170 erstmals urkundlich erwähnt. Sie erhielt 1225/26 das Stadtrecht. Der Bau der gotischen Georgenkirche, der ehemaligen Ratspfarrkirche im Zentrum der Altstadt, wurde um 1290 begonnen und 1307 geweiht. Es handelt sich um eine mächtige dreischiffige Backsteinhalle aus neun Jochen mit quadratischem Westturm auf einem Feldsteinsockel.

Der gotischen Hallenkirche ging eine spätromantische Backsteinbasilika ohne Turm voraus, die zwischen 1220 und 1240 errichtet und um 1289 durch einen Brand zum größeren Teil zerstört wurde. Sie wurde vermutlich zwischen 1180 und 1190 von Bischof Berno errichtet. Reste dieses Vorgängerbaus aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts sind außen an der Westwand und im Inneren der Kirche erkennbar. Um 1289 brannte diese Basilika ab, sodass nach Aussage der Parchim-Chronik des Georgenpfarrers Cordesius (1634–1676) von Papst Nikolaus IV. (1288–1292) für die Aufbauhilfe ein Ablass erteilt wurde. Die Parchim-Chronik berichtet auch, dass Papst Nikolaus IV. zu den Franziskanern gehörte und dieser Mönchsorden seit 1246 in Parchim sesshaft war.

Die ursprünglich vierjochige, möglicherweise gerade geschlossene Kurzhalle wurde bereits in den Jahren 1420/30 um den Chorraum und den Chorumgang erweitert. In dieser Zeit erhielt sie ihren schlichten, eingezogenen Turm, den Umgangschor und die rechteckigen, an der Südseite mit einem kunstvoll verblendeten Schaugiebel ausgestatteten Anbauten. Der ansonsten sehr schlichte Außenbau ist unterhalb seines weit in die Höhe gestreckten Daches nur durch die zweistufigen Strebepfeiler sowie ein umlaufendes Kaffgesims gegliedert. Die Chorumgangsjoche sind, wie bei den großen Basiliken der Küstenstädte in Mecklenburg-Vorpommern, mit den Chorkapellen zu überwiegend sechseckigen Raumzellen umgebildet. Nach der Zerstörung des Turms, des Glockenstuhls und der Glocken während des großen Stadtbrandes 1612 wurde der Turm in seiner heutigen Gestalt mit einer geringeren Höhe von 48,50

Metern wiederaufgebaut. Ein klassisches Kreuzrippengewölbe im Innenraum wird von ungegliederten, im Querschnitt meist achteckigen Pfeilern getragen. Die Scheidarkaden des Langhauses sind im Gegensatz zu denen des Chores kunstvoll profiliert. Über dem Binnenchor befindet sich ein Sternengewölbe.

Ein 1421 entstandener Hochaltar des Wismarer Meisters Henning Leptzow, von dem neben einigen Tafeln auch die Apostelfiguren erhalten sind, gilt als das kostbarste Ausstattungsstück der gotischen Backsteinkirche. Kunstvolle Schnitzereien schmücken die um 1580 in einer Lübecker Werkstatt gefertigte Renaissancekanzel. Erhalten hat sich darüber hinaus das Ratsgestühl aus den Jahren 1608 und 1623. Im Chorumgang erwarten den Betrachter eine um 1400 entstandene geschnitzte Holzplastik des dornengekrönten Christus und eine Triumphkreuzgruppe aus der Zeit um 1480.

Nach vorausgehenden Renovierungen in den Jahren 1711 und 1806 wurden 1844 sämtliche Stühle und Chöre mit Ausnahme des Ratschores ausgebrochen. Die Kirche wurde ausgeweißt, der Fußboden mit Steinen gepflastert, der Altar erhöht, die Orgel und Kanzel mit Farbe versehen. Aus dem Hauptaltar von Henning Leptzow wurden Apostelfiguren herausgebrochen und in einen neuen Altarschrein versetzt. In einer weiteren Restaurierung 1897/98 wurde der Kalkputz wieder entfernt, der Altar abgesenkt und ein neugotischer Altaraufsatz von Baurat Gotthilf Ludwig Möckel installiert. Erneut entfernte man alle Chöre und Einbauten. Der Fußboden wurde mit farbigen Platten gefliest, sämtliche Grabplatten wurden in die Seitenwände umgesetzt. Max Salomon aus Berlin malte Gewölbe und Wände aus.

In der Zeit der DDR erfolgten nur die notdürftigsten Erhaltungsmaßnahmen. In den Jahren 1979 bis 1983 konnten die Außenhaut und das Dach durch Spendenmittel der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern im Rahmen des Sonderbauprogramms für die Kirchen der DDR teilweise restauriert werden. Ein am 28. Oktober 1996 gegründeter erster Förderverein verfolgte



Kirche St. Georgen in Parchim: Blick auf den Blendgiebel des Südanbaus

Blick auf die mächtige Backsteinhalle mit dem quadratischem Westturm



zunächst das Ziel, die äußerst dringliche Sanierung der maroden Friese-Orgel von 1871 zu realisieren. Dieses Vorhaben, das im Rahmen des Orgelrestaurierungsprogramms »Für die Zukunft gerettet« von der ZEIT-Stiftung gefördert wurde, wurde am 31. Oktober 2001 abgeschlossen. Zwischen 1999 und 2006 gelang es der Kirchengemeinde und den Fördervereinen, den Einbau eines Küchen- und Sanitärtraktes, einer Winterkirche und einer Gasheizung zu realisieren. Der Leptzow-Altar wurde ebenso restauriert wie 40 denkmalgeschützte Wandleuchten. Am 30. September 2007 wurde das Geläut der Kirche wieder in Betrieb genommen. In den Jahren 2006 und 2007 wurden die vorhandene Elektroanlage ersetzt und der Glockenstuhl umfassend gesichert und verstärkt. Nach dem Einsturz eines tragenden Decken-

balkens im südwestlichen Teil des Kirchenschiffs im Dezember 2007 wurde deutlich, dass eine Sanierung des gesamten Dachstuhls des Nordanbaus nötig war.

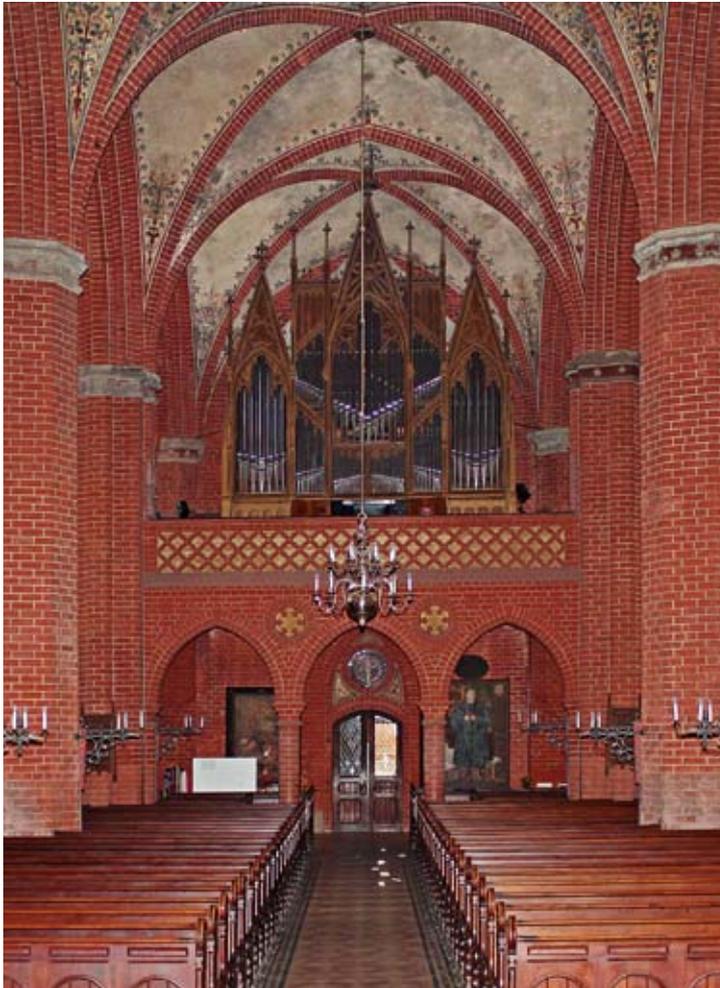
Finanziert aus dem Sonderprogramm Denkmalschutz des Bundes, aus Eigemitteln der Kirchengemeinde und des Fördervereins, Mitteln der Marlis Kressner Stiftung und Patronatsmitteln der Landeskirche sowie mit Unterstützung der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius wurden die Dacheindeckung erneuert, der Wandanschluss zum Giebelmauerwerk hergestellt und das Mauerwerk der Verblendfassade instand gesetzt. Ferner wurden die Putzflächen des Ziergiebels und die runden Türmchen aus Formziegeln überarbeitet sowie die Bleiverglasung des Nordgiebels möglichst unter Weiterverwendung der alten Verglasung restauriert.

St. Georgen Parchim
Lindenstraße
19370 Parchim

Ansprechpartner:
Pastor Peter Stockmann
Gemeindebüro
Hakenstraße 7
Telefon: 03871-213423
E-Mail: parchim-st.georgen@kirchenkreis-parchim.de

Öffnungszeiten:
Christi Himmelfahrt bis
Erntedank
montags bis freitags
10–16 Uhr
samstags 10–12 Uhr
und auf Anfrage

Gottesdienste:
sonntags 10 Uhr
Internet: www.kirchenkreis-parchim.de



Kirche St. Georgen in Parchim: Blick in das Mittelschiff und auf die Empore mit der Frieze-Orgel aus dem Jahr 1871



Reste von Wandmalereien an den Chorfeilern mit Darstellungen der Kirchenväter Gregor und Ambrosius

Die Kirche St. Marien in Plau am See Mecklenburg-Vorpommern

Nachdem Sachsenherzog Heinrich der Löwe in einem Feldzug 1160 die slawischen Stämme im Gebiet des heutigen Mecklenburg gewaltsam unterworfen hatte, setzte er in den Hauptzentren des Landes Vögte ein, um seine Herrschaft zu festigen, so auch auf der Burg Quetzin.

Der mecklenburgische Fürst Heinrich Borwin I. übergab 1223 die wendischen Burgbezirke Quetzin und Gaarz an das Domkapitel von Havelberg, um in diesem Gebiet die Besiedlung und Pfarrorganisation in die Wege zu leiten. Als neuer Siedlungsort wurde der alte slawische Ort Plawe (= Flößort, Ort am Wasser) gewählt und kurze Zeit später dort die Stadt Plau gegründet. Quetzin verlor nach der Gründung der für den Handelsverkehr weitaus günstiger gelegenen Siedlung Plau zunehmend seine Bedeutung.

Um 1225 wurde der Grundstein für die Kirche gelegt. Der märkischen Bautradition und Baukunst verpflichtet, errichtete man zunächst einen Chor aus Feldsteinmauerwerk. Große Teile dieses Feldsteinchores wurden zwischen 1877 und 1879 abgebrochen und als Backsteinbau wiederaufgebaut. Die gut erhaltene Nordwand des Chores aus Feldstein sowie das ebenfalls erhaltene alte Portal an der Südwand des Chores legen bis heute Zeugnis von dieser Bauphase ab. Mit dem Zuzug von Siedlern und Baumeistern aus westfälischen und lauenburgischen Gebieten und der Zuordnung des Plauer Gebietes unter die Aufsicht des Schweriner Bischofs im Jahr 1252 wurden die entscheidenden Impulse für den Bau einer Hallenkirche westfälischen Typs gegeben. In einem Mischstil vom Übergang der Romanik zur Gotik aus Backsteinen errichtet, wurde der Bau der Marienkirche Ende des 13. Jahrhunderts vollendet. Der große Turm der Kirche, das weithin sichtbare Wahrzeichen der Stadt, erhielt sein jetziges Aussehen nach einem Stadtbrand 1696. Eine Urkunde aus dem Jahr 1235 nennt Pfarrer Hermann als ersten Geistlichen von Plau. Als 1532 die Reformation die Stadt erreichte, setzte Herzog Heinrich V., der Friedfertige, seinen Hofprediger Johann Wegener, einen ehemaligen Franziskaner-

mönch, als ersten evangelischen Pastor ein. Die Kirche hat seit dem 17. Jahrhundert immer wieder unter Zerstörungen und Brandschätzungen gelitten. 1631 verschanzten sich schwedische Truppen im Kirchturm und beschossen die Burg, während kaiserliche Truppen auf die Kirche zielten. 1696 brannte der Turm vollständig aus. 1726 verbrannten der alte Marienaltar und 1756 das Dach. In den Jahren 1877 bis 1879 unterzog man die Kirche einer umfassenden Restaurierung, dabei wurde der romanische Chor weitgehend abgetragen und im Stil der Neugotik wiederaufgebaut, das 1696 zerstörte Turmgewölbe erneuert, der Turmraum durch ein zweites Portal geteilt, die Ausmalung völlig erneuert und ein neues Gestühl mit umfangreichen Emporen eingebaut.

Wenn man heute in den Kirchenraum tritt, öffnet sich der Blick in die dreischiffige, dreijochige Hallenkirche mit einer weitgehend erhaltenen neugotischen Ausstattung. Vier mächtige romanische Bündelpfeiler mit Trapezkapitellen tragen ein gotisches Kreuzrippengewölbe aus dem 14. Jahrhundert. Einer der beiden 16-armigen Leuchter ist mit einem doppelköpfigen Adler bekrönt. Er ist eine Stiftung des Güstrower Kupferschmiedes Johann Christian Richter aus dem Jahr 1728. Der zweite Leuchter ist ein Werk des Plauer Gelbgießers Theodor Lippert, er ist 1885 entstanden.

Zu den Besonderheiten der Kirche gehört die Orgel des Schweriner Orgelbaumeisters Friese aus dem Jahr 1879. Im Jahr 1980 wurde sie von der Plauer Firma Nußbucker (Mecklenburger Orgelbau) umgebaut und auf 27 Register erweitert.

Den Altar schmückt ein 1863 gestiftetes, in Rom entstandenes Bild der Kreuzigung Christi des in Plau geborenen Malers Friedrich Lange. In der Mitte des Altarraumes steht ein mit zahlreichen Reliefs und niederdeutschen Inschriften verziertes bronzenes Taufbecken, das Evert Wichtendal 1570 in der Geschützgießerei der Plauer Burg gegossen hat. Ein neunarmiger Marienleuchter mit der Mutter Gottes in einer Strahlenmandorla über dem Taufbecken stammt aus vorreformatorischer



Kirche St. Marien in Plau am See: Südfassade der Kirche (Ende des 13. Jahrhunderts) mit Turm (nach 1696) und Backsteinchor (1874 bis 1879)

Zeit. Als zweijochiger Anbau aus dem 14. Jahrhundert hat die Sakristei ihren ursprünglichen Charakter bis heute bewahrt. Nach ihrer Renovierung wird sie seit 2004 als Winterkirche wieder genutzt. Ein in Teilen überlieferter Schnitzaltar, der um 1480 wahrscheinlich in der Lübecker Werkstatt Henning von der Heides entstand, wurde 1976 neu geweiht.

Seit der Restaurierung in den Jahren 1877/79 wurden an der Kirche keine wesentlichen Instandsetzungen vorgenommen. In den Jahren von 1945 bis 1990 fehlte es schlichtweg an Geld und Material; man musste sich auf notdürftige Reparaturen beschränken. Eindringende Nässe verursachte so große Schäden an den Außenmauern und am Dach, dass eine umfangreiche Restaurierung notwendig wurde. Der Chor, die Sakristei und

das Kirchenschiff wurden inzwischen an Dach und Fassade instand gesetzt. Die Gesamtkosten der Maßnahmen werden sich auf eine Summe von fast einer Million Euro belaufen.

Aus Städtebaufördermitteln, Eigenmitteln der Kirche St. Marien, Spendengeldern des Fördervereins und einer Zuwendung der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius wurde 2008 im Bereich der Nordsakristei die Dacheindeckung erneuert. Dazu wurde die alte Dacheindeckung aufgenommen und die Dachfläche mit einem Unterdach versehen. Ferner mussten die Dachrinnen und der Fußpunkt des Dachstuhls komplett erneuert und beschädigte Ziegel ersetzt werden. Auch der nördliche Giebel des Kirchenschiffes wurde im Zuge dieser Maßnahmen saniert.

St.-Marien-Kirche
Kirchplatz 3
19395 Plau am See
Telefon: 038735-40200
E-Mail: plau@kirchenkreis-
parchim.de

Ansprechpartner:
Pastoren
Hannah und Stephan Poppe
Telefon: 038735-40200

Öffnungszeiten:
täglich 10–19 Uhr
Gottesdienste:
sonn- und feiertags 10 Uhr

Zweijochige Nordsakristei mit 2008
erneuerter Dacheindeckung,
seit 2004 als Winterkirche genutzt



St. Marien in Plau am See: Blick
in die dreischiffige Hallenkirche mit
neugotischer Ausstattung



Die Kirche St. Marien zu Rostock Mecklenburg-Vorpommern

Die Rostocker Marienkirche an der Nordwestecke des Neuen Marktes ist eine hochaufragende, kreuzförmige Backsteinbasilika mit einem Umgangschor und einem wuchtigen Westbau. Der bedeutende Bau der norddeutschen Backsteingotik war anfangs Pfarrkirche des mittleren der drei Altstadtkerne und wurde nach deren Zusammenschluss Hauptpfarrkirche. In mehreren Bauphasen entstand einer der repräsentativsten Bauten der Stadt. Mehr als 150.000 Besucher aus aller Welt verzeichnet das national bedeutsame Baudenkmal jährlich.

Zunächst war die Kirche der Mittelstadt eine frühgotische Hallenkirche. Nach ihrer Erhebung zur Rats- und Hauptpfarrkirche wurde beschlossen, die Kirche zu einer Basilika mit einem aus fünf Kapellen bestehenden Chorumgang umzubauen. Östlich des bereits bestehenden Hallenbaus baute man zuerst den Kapellenkranz und vereinte diesen dann nach und nach mit dem zur Basilika umgestalteten Baukörper. Auch an dem wuchtigen Westwerk wurde weitergebaut. Der Plan, einen Doppelturm zu errichten, bestand zu dieser Zeit offenbar noch. Dieses Baugeschehen zog sich über einen Zeitraum von insgesamt rund 100 Jahren hin. 1398 wurden die Baupläne nochmals geändert: Mitten durch die Basilika sollte ein mächtiges Querhaus gebaut werden, das den Grundriss einer einschiffigen Hallenkirche besaß. Was letztlich diese neue Konzeption auslöste, ist nicht bekannt.

Noch im Jahr 1398 begann der Bau des Querschiffes. Auf die zuvor noch geplanten Strebebögen, die den Schub der Gewölbe abfangen und an die tiefergelegenen Außenwände der Seitenschiffe und deren Stützpfeiler ableiten sollten, verzichtete man gänzlich. Die Stellen, an denen sie gebaut werden sollten, kann man aber bis heute im Mauerwerk des Mittelschiffes sehen. Die neuen Bauteile prangen mit Wechselschichten aus grünlich glasierten und unglasierten Backsteinen im Außenmauerwerk. Am 12. November 1419 wurde in der noch im Bau befindlichen Kirche die älteste Universität Norddeutschlands feierlich eröffnet, 35 Jahre später waren dann auch die letzten Gewölbe geschlossen. Auf

den ehemals vorgesehenen Doppelturm verzichteten die Rostocker Stadtväter jedoch, nachdem sich das südliche Turmmauerwerk im Laufe der Bauzeit ein wenig nach Osten geneigt hatte. Aus Furcht, dass die geplanten Spitzen den Turm allzu sehr belasten und möglicherweise zum Einsturz bringen könnten, beendete man den Turmbau mit einem gewaltigen Zeltdach und mit einer zierlichen Spitze über dem Mittelturm, der zu diesem Zweck um eine Etage erhöht wurde. Vielleicht aber fehlte es auch nur an den finanziellen Mitteln für das riesige Doppelturmwerk.

Als während des Zweiten Weltkriegs die Stadt Rostock 1942 und 1944 das Ziel angloamerikanischer Bombenangriffe war, verhinderte nur das beherrzte Eingreifen einiger weniger Menschen unter Führung des Turmdienerers Friedrich Bombowski, dass die Marienkirche das gleiche Schicksal erlitt wie die drei anderen großen Stadtkirchen, die vollständig ausbrannten.

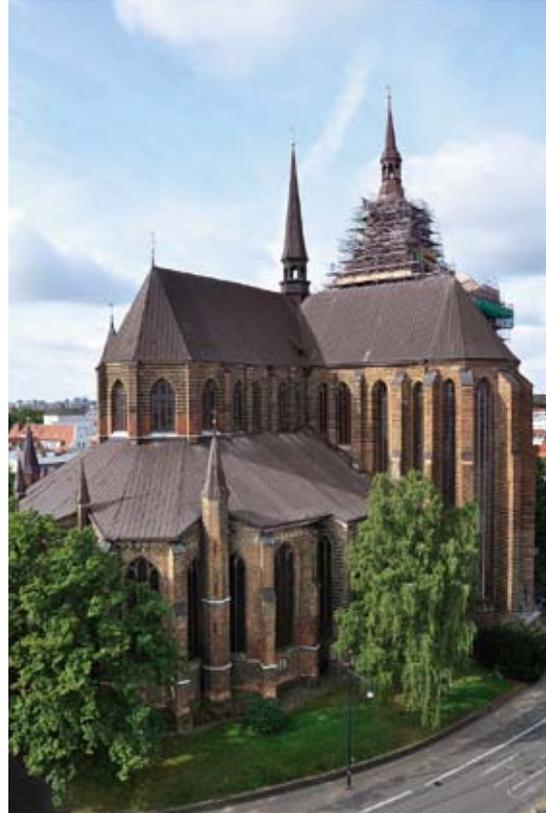
Dennoch wurden die Fenster von Bombensplittern durchlöchert, ebenso das Kupferdach. Durch die schweren Detonationen entstanden tiefe Risse in den Gewölben und im Mauerwerk. Insgesamt gesehen aber überstand die St.-Marien-Kirche als einzige der Rostocker Pfarrkirchen das Inferno des Bombardements, das wesentliche Teile der Stadt in Schutt und Asche legte.

Nach Kriegsende wurden Dach und Fenster notdürftig geflickt, damit das Gotteshaus benutzt werden konnte. An eine planmäßige Sanierung des gesamten Bauwerks war erst nach der politischen Wende 1989/90 zu denken. Seitdem gibt es auch den Förderverein »Stiftung St.-Marien-Kirche zu Rostock« e.V., dessen Mitglieder ehrenamtlich tätig sind.

Seit 1992 wurden durch die Arbeit des Fördervereins, durch die finanzielle Unterstützung von Bürgern, Bund und Land Mecklenburg-Vorpommern, der Stadt Rostock, der Deutschen Bundesstiftung Umwelt, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und anderer Stiftungen statische und Substanzsicherungen am Bauwerk vorgenommen. In naher Zukunft sollen dringende



Blick auf die Hansestadt Rostock mit Westturm und Nordquerhaus der Kirche St. Marien



Kirche St. Marien zu Rostock: Hochchor mit Kapellenkranz und Nordquerhaus. Älteres Bauteile sind in rotem Backstein, die jüngeren mit farbigen Ziegeln gemauert.

Arbeiten zur Bestandssicherung an den Gewölben, den Fenstern und am Mauerwerk des Kapellenkranzes und der Seitenschiffe umgesetzt werden. Ein Abschluss dieser Sicherungsmaßnahmen ist bis 2018 zur 800-Jahr-Feier Rostocks geplant. Danach soll die Restaurierung der Kunstwerke im Inneren der Kirche in Angriff genommen werden.

Seit 2004 sind die Kirchendächer wieder abgedichtet, das Mauerwerk gesichert und die Gewölbe restauriert. 2008 wurde die Sanierung der Hochgewölbe sowie der Fenster im Chorraum und im Südquerhaus abgeschlossen. Anschließend begann die Sanierung des Westbaus, die 2010 beendet wurde.

Die St.-Marien-Kirche verfügt über zahlreiche mittelalterliche Portale. Während die vier Portale im Turm und am Kapellenkranz aus Backstein gemauert wurden, bestehen die Portale im Nord- und Südquerhaus aus Werkstein. Vor allem das Nordportal ist beachtenswert. Es besticht durch seine Gliederung und seine frühgotische Ornamentik. Möglicherweise stammen die beiden Kalksteinportale vom Vorgängerbau der Hallenkirche und wurden als Spolien wiederverwendet und an die neuen Öffnungen im Querhaus angepasst. Möglich ist aber auch, dass die Portale nicht

für die Öffnungen des Querhauses geschaffen, sondern diesen angepasst wurden. Nicht auszuschließen ist aber auch, dass die Bauelemente von einer anderen Kirche stammen und am nördlichen und südlichen Querhaus der Marienkirche einen neuen, herausgehobenen Platz an dieser wichtigen Hansekirche erhielten.

Gemeinsam mit der Rudolf-August Oetker-Stiftung hat die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius in den Jahren 2009 bis 2011 den Förderverein »Stiftung St.-Marien-Kirche zu Rostock« e. V. bei der Restaurierung des Nord- und Südportals unterstützt. Die evangelisch-lutherische Innenstadtgemeinde Rostock erhielt für dieses Vorhaben von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt als Hauptförderer Unterstützung.

Bereits im späten 19. Jahrhundert waren die Portale restauriert und dabei mit einer Betonschlämme überzogen worden, die inzwischen vielerorts Risse aufwies. Oberflächenwasser drang zu den mittelalterlichen Kalksteinportalen vor. Das Steinmaterial begann, sich abzulösen. Einer Nachricht, die in einer im östlichen Betonkapitell eingegossenen Flasche gefunden wurde, ist zu entnehmen, dass die Reparatur des Nordportals 1870 vorgenommen wurde. Im Herbst 2011 wurde die Restaurierung der Portale abgeschlossen.

Kirche St. Marien zu Rostock
Am Ziegenmarkt 4
18055 Rostock
Telefon: 0381-4923396
0381-453325

Ansprechpartner:
Förderverein
»Stiftung St.-Marien-Kirche
zu Rostock« e. V.
Telefon: 0381-3 750763
E-Mail:
marien-rostock@gmx.de

Gottesdienste:
sonntags 9.30 Uhr
Mittagsgebet:
montags bis samstags 12 Uhr
Öffnungszeiten:
Mai bis September
montags bis samstags
10–18 Uhr
sonn- und feiertags
11.15–17 Uhr

Oktober bis April
montags bis samstags
10–12.15 Uhr und 14–16 Uhr
sonn- und feiertags
11–12.15 Uhr
Führungen:
montags bis samstags 11 Uhr
Internet:
www.marienkirche-rostock.de
www.rettet-st-marien-rostock.de



Kirche St. Marien zu Rostock: Sterngewölbe nach der Restaurierung im Jahr 2008



Fürstenempore mit Barockprospekt der Marienorgel des Rostocker Orgelbauers Paul Schmidt, 1770



Nordportal aus Kalkstein vor seiner Restaurierung

Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster in Rühn Mecklenburg-Vorpommern

Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster in Rühn im Landkreis Güstrow in Mecklenburg-Vorpommern wurde 1232 vom Schweriner Bischof Brunward gegründet. Das Kloster erwarb im Lauf des 13. Jahrhunderts zahlreiche Einkünfte. Insgesamt 18 kleinere Dörfer gehörten zum klösterlichen Besitz. Während zunächst auch Bürgerliche in das Kloster eintraten, waren es seit 1500 fast ausschließlich adlige Frauen.

Frauenklöster trugen zur Adelskultur Norddeutschlands wesentlich bei. In Frauenkonventen fanden sich nach dem Vorbild der adligen Männerklöster adlige Frauen standesgemäß zusammen – anfangs zumeist unter der Benediktinerregel, oft später zisterziensisch reformiert. Die Frauenklöster führten ausgedehnte Gutswirtschaften, bewirteten den Hochadel, betrieben Mädchenschulen und produzierten Textilkunst für Kirchen und Höfe, in deren Themenwelt eine literarische Bildung aufscheint.

Mächtige Abteien wie Doberan und Dargun verhalfen den Zisterziensern zu einer gewissen Vormachtstellung im Land. Emsig kultivierten die Ordensmitglieder Sümpfe und Brachland, verpflichteten neue Siedler als Bauern und Handwerker. Gesammeltes Pflanzenwissen verwandelten sie in segensreiche Klostermedizin. Die weltlichen Fürsten schätzten die frommen Gelehrten als kluge Berater. Als geschickte Landwirte und Händler versorgten die Zisterzienser die hungrigen Städter mit den Früchten ihrer Feld- und Gartenarbeit. Auch förderten sie die Pferde- und Fischzucht.

Nach der Reformation erhielt Elisabeth von Dänemark das Kloster in Rühn von ihrem Ehemann Herzog Ulrich als Geschenk. Sie wandelte es in ein evangelisches Frauenkloster um und gründete die erste Mädchenschule Mecklenburgs.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Kloster zerstört und während der Amtszeit der Herzogin Sophie Agnes von Mecklenburg (1625–1694), die im ehemaligen Klostergarten einen Park mit einer Lindenallee errichten ließ, wiederaufgebaut. Nach ihr übernahmen

weitere Herzogstöchter als Äbtissinnen den Vorsitz des Klosters. Im 17. Jahrhundert wurde aus der Mädchenschule eine Art Volkshochschule. Mit dem Verzicht von Ulrike Sophie auf die Regentschaft endete am 8. März 1756 das klösterliche Leben. Das Kloster wurde Sitz des herzoglichen (Domanial-)Amtes Bützow-Rühn.

Von 1849 bis 1927 befand sich das Kloster in Privatbesitz und wurde zunächst ein Erholungsheim für junge Mädchen, dann eine Hotel-Pension mit öffentlichem Restaurant. 1927 wurde das Kloster an die Ortskrankenkasse Rostock verkauft, die hier ein Sanatorium einzurichten beabsichtigte. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es Waisenhaus, später Wohnstätte für Umsiedlerfamilien und ab 1950 Jugendwerkhof.

Nach der Wende standen die Gebäude ab 1991 fast 15 Jahre leer. Seit Mitte 2008 ist der Klosterverein Rühn e.V. Besitzer des Klosters. Unter seiner Schirmherrschaft werden die Gebäude denkmalgerecht saniert. Traditionelle Kunsthandwerks- und Lebensmittelmanufakturen sollen auf dem Gelände angesiedelt werden. Die Klosterschänke und die Öl- und Senfproduktion sind bereits seit April 2010 verpachtet.

An der Nordseite der Klosteranlage erstreckt sich die 1250 bis 1270 entstandene Klosterkirche, eine ungewöhnlich lange einschiffige Saalkirche mit geradem Chorabschluss. Die Kirche lässt noch die innere Dreiteilung in Altar-, Nonnen- und Laienraum ahnen, ihre Portale den Einzug des Bischofs von Westen, der Dorfbevölkerung von Norden und der Laienschwestern von Süden. Elisabeth von Dänemark gestaltete nach der Reformation den Innenraum der Kirche um. Der heute vorhandene hölzerne Glockenturm entstand erst nach der Reformation im 16. Jahrhundert.

Zur Ausstattung der Kirche gehört ein bedeutender Renaissancealtar aus dem Jahr 1578. Die Fürstempore mit aufwendigen Schnitzereien und Bleiglasfenstern und die Kanzel stammen ebenfalls aus dieser Zeit. Im Altarbereich befindet sich das barocke Prunkepitaph der Äbtissin Sophie Agnes. Im späten 19. Jahr-



Ehemaliges Zisterzienserinnenkloster
in Rühn: Klosterkirche (1250 bis 1270) mit
frühgotischem Ostflügel des Klosters



Rückseite des Ostflügels mit
Klausurräumen

hundert wurde die Kirche im neugotischen Stil umgebaut. Die Frieze-Orgel aus dem Jahr 1870 wurde 1999 umfassend restauriert.

An die langgestreckte Saalkirche schließt sich im Osten der 60 Meter lange, früher vermutlich zweistöckige Ostflügel des Klosters an, der durch einen flachgedeckten, wohl hölzernen Gang mit der Kirche verbunden war. In diesem frühgotischen, um 1250/60 entstandenen Flügel befanden sich die Klausurräume, der Kapitelsaal (Versamlungsraum), das Kalefaktorium, die Küche und die Wirtschaftsräume sowie darüber das Dormitorium. Der Gründungsbau des Klosters in Rühn folgte damit noch nicht dem vierflügeligen Klausurideal, sondern barg alle Klosterfunktionen unter dem Dach eines Konventshauses.

An der Südseite der Backsteinkirche schließen Reste eines Kreuzgangs an, der im Lauf der Zeit ein Obergeschoss erhielt, so dass die Nonnen aus den Dormitorien in den Ost- und Südflügeln ungesehen auf eine Empore im Kirchenraum gelangen konnten. Erst nach einem

Brand in der Klosteranlage durch Brandstiftung im Jahr 1292 entstand der Südflügel. Er enthielt das Refektorium (Speisesaal), einen hohen zweischiffigen Saal mit einer Grundfläche von 9 mal 12 Metern, der das gesamte Erdgeschoss einnahm und dessen gotisches Dachwerk erhalten ist. Dieser Flügel war wahrscheinlich früher über ein Konventsgebäude oder einen Kreuzgang mit der Kirche verbunden.

Nach der Auflösung des Klosters und dem Umbau durch das Amt Bützow im Jahr 1756 blieben nur noch die Außenwände erhalten. Die ehemaligen Gewölbe wurden entfernt, neue rechteckige Fenster ergänzt und eine Balkendecke eingezogen.

Mit finanziellen Mitteln des Landesamtes für Kultur und Denkmalpflege, des Klostersvereins Rühn e. V. sowie der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerus wurden im Jahr 2009 die Dachsanierung des Süd- und Ostflügels der Anlage sowie die Erneuerung der Fenster im Dachgeschoss realisiert.

Kloster Rühn
Klosterhof 1
18246 Rühn

Ansprechpartner:
Pastorin Helga Müller
Telefon: 038462-22223
Klostersverein Rühn e.V.
Telefon: 038461-447435

Klostergelände jederzeit
zugänglich
Kirchenschlüssel im
Hofladen täglich 10–18 Uhr

Gottesdienstzeiten
auf Anfrage
Internet:
www.klostersverein-ruehn.de
www.kirche-ruehn.de



Ehemaliges Zisterzienserinnenkloster in Rühn: Prunk-
epitaph der Regentin Sophie Agnes, Altar, Fürstenloge sowie
Grabsteine aus dem 14. bis 18. Jahrhundert

Die Kirche St. Cyriakus in Tauhardt Sachsen-Anhalt

Die Kirche St. Cyriakus in Tauhardt, einem Ortsteil der Gemeinde Finne, 35 km westlich von Naumburg (Saale) unmittelbar an der Landesgrenze von Sachsen-Anhalt zu Thüringen, befindet sich im Zentrum des Dorfes. Die Kirche ist von einem Friedhof umgeben und bildet mit der ehemaligen Schule und dem ehemaligen Pfarrhaus in unmittelbarer Nachbarschaft ein schönes Gesamtensemble. Das ursprünglich ebenfalls zum Ensemble gehörende Gutshaus wurde vor wenigen Jahren wegen Baufälligkeit abgerissen.

Die ehemalige romanische Wehrkirche und spätere Patronatskirche mit einem massiven Kirchturm unmittelbar über dem Altarraum im Osten des Kirchenschiffes wurde nach einem Brand in den Jahren 1770 bis 1778 unter Einbeziehung des mittelalterlichen quadratischen Chorturms mit polygonaler Apsis an der Ostseite barock umgebaut. Der Turm erhielt einen Zwiebelaufsatz mit Haube und Laterne, das Kirchenschiff eine doppelgeschossige Hufeisenempore mit einer Guts-herrenloge und eine Orgel, die noch im historischen Zustand erhalten ist. Ein schlichter säulenflankierter barocker Kanzelaltar mit seitlichen Durchgängen gehört bis heute zur Ausstattung der Kirche.

Da die Kirche im Ortsteil Billroda vor über 20 Jahren wegen Baufälligkeit abgerissen werden musste und die St.-Cyriakus-Kirche die einzig verbliebene Kirche in

den beiden Ortsteilen der Gemeinde ist, wird sie von den evangelischen Kirchengemeinden Tauhardt, Billroda und Rothenberga, die sich zum Kirchspiel Rothenberga zusammengeschlossen haben, gemeinsam genutzt.

2008 wurde die Kirche in das Programm »Kultur-erhalt in Ostdeutschland« der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius aufgenommen, um die Sanierung des Turmdaches zu ermöglichen. Sie wurde gemeinsam mit Mitteln aus dem ALFF Entwicklungsprogramm Ländlicher Raum, Eigenmitteln sowie Mitteln der Katharina und Gerhard Hoffmann Stiftung in Hamburg und der Rudolf-August Oetker-Stiftung realisiert. Durch die undichte Schieferdeckung drang Nässe ein. Im Zuge der Vorbereitungen der Restaurierungsmaßnahme zeigte sich, dass auch tragende Holzbauteile sowie die Anschlüsse an die Laterne ausgewechselt werden mussten. Das Bauvorhaben erwies sich als wesentlich umfangreicher als ursprünglich gedacht.

Mit der inzwischen abgeschlossenen Sanierung des Turmdaches sind die Arbeiten an der Kirche noch nicht beendet. Im Herbst 2011 wurde mit der Wiederherstellung des Kirchendaches begonnen. Auf der Nord-, Süd- und Ostseite des Kirchturms sind Sanierungsarbeiten im inneren Fachwerk notwendig. Da das Kirchenschiff mit DDR-Betondachziegeln gedeckt ist, soll auch dieses im Zuge der Gesamtrestaurierung erneuert werden.

Kirche St. Cyriakus
06647 Finne
Ortsteil Tauhardt
(keine Adresse,
Kirche in der Ortsmitte)

Ansprechpartner:
Pfarrer Lutz Gitter
Telefon: 036377-83856
E-Mail: LutzGitter@web.de

Schlüssel bei Andreas Ilse
Dorfstraße 28
neben der Kirche
Telefon: 036377-83636

Gottesdienstzeiten und
Führungen auf Anfrage



Kirche St. Cyriakus in Tauhardt:
barocker Umbau einer romanischen Wehr-
kirche mit mittelalterlichem Chorturm

Die Ausstattung
denkmalgeschützter Sakral-
bauten aus dem
Programm »Kulturerhalt
in Ostdeutschland«









Die barocken Deckenmalereien und die Empore in der Kirche St. Nikolai in Bösenrode Sachsen-Anhalt

Gemeinsam mit dem Pfarrhaus und der alten Schule prägt die Kirche St. Nikolai das Dorfbild von Bösenrode im Landkreis Mansfeld-Südharz.

Die einschiffige Kirche mit eingezogenem östlichen Chorturm ist mittelalterlichen Ursprungs und vermutlich im 13. Jahrhundert entstanden. Neben dem quadratischen Chorturm mit seinem heute von außen verputzten Fachwerkaufsatz stammt auch das Walmdach aus Schiefer noch aus der Entstehungszeit.

Eine Hufeisenempore verbindet das Kirchenschiff, den Chor und den Altarraum miteinander. Die Westempore ist zweigeschossig und trägt den kleinen Orgelprospekt. Die 1703/04 durch den Stolberger Orgelbaumeister Georg Papenius erbaute Orgel ist heute nicht mehr funktionsfähig und in Teilen ausgelagert. Erhalten hat sich hingegen der geschnitzte Kanzelaltar aus der Entstehungszeit der Kirche, der im frühen 19. und im 20. Jahrhundert mehrfach überarbeitet wurde.

Das Turmuntergeschoss und das Schiff der kleinen Saalkirche sind durch eine hölzerne Tonne überwölbt. Sie ist mit Malereien überdurchschnittlicher Qualität aus dem frühen 18. Jahrhundert dekoriert. 1911 wurden sie einer umfassenden Restaurierung unterzogen. Dargestellt sind das Jüngste Gericht, die vier Evangelisten

in Ovalmedaillons, und Szenen aus dem Alten und Neuen Testament mit der Arche Noah, Elias (?) und Johannes dem Täufer (?).

Die bemalten Bretter der Holztonne waren durch Feuchtigkeit infolge des eindringenden Niederschlags stark geschädigt. Ein großer Teil der Bemalung war bereits verloren, die noch vorhandenen Partien waren durch Fehlstellen und abblätternde Malschichten gekennzeichnet. Finanziert aus Eigenmitteln der Kirchengemeinde und des Kirchenkreises sowie aus Mitteln der Landeskirche, der Klosterkammer Hannover, der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland (Stiftung KiBa), der Ostdeutschen Sparkassenstiftung und der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius wurde im Herbst 2010 mit der Wiederherstellung der Deckenmalereien begonnen. Zusätzlich wurde die Hufeisenempore der Kirche in die Restaurierungsmaßnahmen einbezogen. Die Tragkonstruktionen der Emporen wiesen schwere Schäden auf, die Holzkonstruktionen waren in Mitleidenschaft gezogen. Nur durch den Einbau temporärer Abstützungen konnte der drohende Einsturz verhindert werden. Am 4. Juni 2011 feierte die Gemeinde mit einem Dankgottesdienst den Abschluss der Restaurierungsarbeiten.

Kirche St. Nikolai
in Bösenrode
Kirchstraße 2
06536 Bösenrode

Ansprechpartner:
Pfarrer Thomas Ahlhelm
Telefon: 036333-70825
E-Mail: T.Ahlhelm@t-online.de

Silvia Beyreis-Schneider
Kirchenvorstandsvorsitzende
Telefon: 034651-499163
E-Mail:
silvia_beyreis@t-online.de

Öffnungszeiten auf Anfrage
Gottesdienste: jeden
2. Sonntag im Monat 14 Uhr
Internet: www.ev-kirchenkreis-suedharz.de



Kirche St. Nikolai in Bösenrode: Tonnengewölbe mit barocker Malerei, frühes 18. Jahrhundert



Die Kanzel in der Kirche Dargitz Mecklenburg-Vorpommern

Die Kirche Dargitz im Landkreis Uecker-Randow, ein kleiner Saalbau aus Granitquadern, ist in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden. Die Sakristei stammt ebenfalls aus der Erbauungszeit und wurde später leicht verändert. Das Nordportal ist vermauert. Der verbretterte Dachreiter wurde 1978 zugefügt.

Die Bemalung der Balken im flachgedeckten Innenraum der Kirche stammt aus dem 18. Jahrhundert. 1913 freigelegte, 1978 restaurierte Wandfresken aus dem 14./15. Jahrhundert zeigen das Jüngste Gericht mit dem Höllendrachen, Apostelfiguren und die vier weiblichen Heiligen Katharina von Alexandria, Barbara, Margareta und Gertrud von Nivelles. Die Wandmalerei im westlichen Bereich ist noch nicht freigelegt. Die Feldsteinkirche zählt damit zu den wenigen Kirchen, in denen eine spätmittelalterliche Freskomalerei erhalten geblieben ist, die nicht durch spätere Fenstererweiterungen gestört wurde.

Die farbenprächtige Kanzel aus der Zeit um 1600 ist das älteste erhaltene Ausstattungsstück der Kirche. Lediglich die Seitenwange stammt aus dem 19. Jahrhundert. Der Kanzelkorb weist Spätrenaissanceformen auf und ist mit Apostelgemälden – unter ihnen Jakobus, Johannes und Philippus – zwischen Säulenarkaden deko-

riert. Dringender Restaurierungsbedarf führte zur Aufnahme in das Programm »Kulturerhalt in Ostdeutschland« der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, denn an den Säulen des Kanzelkorbes blätterte die letzte Farbfassung ab, der Firnis an den Tafelbildern mit den Apostelfiguren war verbräunt und fleckig.

Mit Mitteln des Kirchenkreises, der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, des Restaurierungsfonds der Pommerschen Evangelischen Kirche, des Vereins zum Erhalt der Kirchen in Uecker-Randow und der Kirchengemeinde mit Hilfe von Patronatsmitteln wurde die Kanzel 2011 in der Werkstatt der Restauratorin Anja-Maria Gundermann in Mesekenhagen wieder hergerichtet. Weil Pigmentreste der Erstfassung nicht ausreichten, um einen Rückschluss auf die vollständige Bemalung der Kanzel zuzulassen, wurde bei der Rekonstruktion der Bemalung auf die datierte Zweitfassung von 1698 zurückgegriffen. Nach der jetzigen Untersuchung ist davon auszugehen, dass die Entstehungszeit des Kanzelkorbes etwa 100 Jahre vor der bisher frühesten Datierung an der Kanzel liegt. Nach Abschluss der Restaurierungsarbeiten im Sommer 2011 hat die Kanzel wieder Einzug in die Dorfkirche gehalten.

Kirche Dargitz
17309 Schönwalde-Dargitz

Ansprechpartner:
Frau Warnke
Telefon: 03973-441159
E-Mail: pasewalk2@kirchenkreis-pasewalk.de

Schlüssel bei Frau Rossow
Lindenstraße 41
schräg gegenüber der Kirche
Telefon: 03973-432854

Gottesdienste:
jeden 1. Sonntag im Monat
und feiertags



Kirche Dargitz: Kanzel (um 1600) mit Seitenwange aus dem 19. Jahrhundert, nach der Restaurierung in der Zweitfassung von 1698

Der Passionsaltar von Jan Borman dem Jüngeren in der Pfarrkirche St. Marien in Güstrow Mecklenburg-Vorpommern

Die Kirche St. Marien in Güstrow wurde 1308 erstmals als Pfarr- und Marktkirche erwähnt. Nach der Zerstörung der Güstrower Innenstadt durch einen Brand im Juni 1503 wurde die gotische Hallenkirche wiederaufgebaut und 1508 geweiht. Ihre jetzige Gestalt erhielt sie nach einer Restaurierung und einem Umbau in den Jahren 1880 bis 1883. Es entstanden drei gleich hohe Schiffe, die mehr dem ursprünglichen Bauplan als Hallenkirche entsprechen.

Das wichtigste Ausstellungsstück der Kirche ist ein großer spätgotischer Wandelaltar, den die Güstrower Katharinenbruderschaft im Jahr 1522 stiftete. In geöffnetem Zustand bietet sich dem Betrachter eine gewaltige Retabelwand mit 13 sehr anschaulichen Darstellungen der Passion Christi. Darunter befindet sich die Predella mit Christus und den zwölf Aposteln. Die Kammfiguren, wahrscheinlich von einem früheren Altar, zeigen Christus als Schmerzensmann mit 13 weiblichen Heiligen.

Hinter den Seitenflügeln befinden sich sechs große Bildtafeln, die bisher Bernaert van Orley zugeschrieben wurden. Gegenwärtige Untersuchungen sollen die Autorenschaft endgültig klären. In der ersten Wandlung werden auf der linken Seite Maria mit dem Kind und Szenen aus ihrem Leben dargestellt. Auf der rechten Seite werden Katharina von Alexandria und ihr Martyrium gezeigt. In der zweiten Wandlung sind Petrus und Paulus zu sehen. An der Schwertscheide eines

Schergen, der auffälligen Rückenfigur in der Kreuztragungsszene links neben dem Kalvarienberg, ist der Schriftzug »JAN BORMAN« zu erkennen. Durch Beschaumarken, die nach Brüssel verweisen, ist die Herkunft gesichert. Der Bildschnitzer und Steinmetz Jan I. Borman verstarb im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts. Sein Sohn Jan II. Borman führte die Werkstatt sehr erfolgreich weiter, erwarb 1479 das Bürgerrecht der Stadt Brüssel und trat der dortigen Steinmetzzunft bei. Die stilistischen Details des Wandelaltars schließen Jan II. Borman als Autor aus. Ein jüngeres Familienmitglied mit dem Namen Jan Borman (Jan III. Borman oder der Jüngere genannt), dessen Mitgliedschaft in der Brüsseler Bildschnitzergilde für das Jahr 1499 bezeugt ist, gilt als ausführender Meister. Daneben arbeiteten mindestens zwei weitere Bildschnitzer an dem Bildzyklus mit, von denen einer die ersten vier Passionsereignisse und wohl auch die Apostelfolge in der Predella schuf, und der zweite die Bildnischen im rechten Flügel ausführte.

1991 wurden starke Schäden in der Altarfassung festgestellt, außerdem war die gesamte Oberfläche stark verschmutzt. 1992 begann die Restaurierung. Seit 1997 bemüht sich ein Förderverein um die Finanzierung der Maßnahmen unter der Leitung des Diplom-Restaurators Volker Ehrlich. Mit Fördermitteln der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius wird gegenwärtig die Predella restauriert.

Pfarrkirche St. Marien in
Güstrow
Markt 31
18253 Güstrow
Ansprechpartner:
Pastor Ortman
Telefon: 03843-682077

Öffnungszeiten:
1. Juni bis 30. September
montags bis samstags
10–17 Uhr
sonntags 14–16 Uhr
1. Oktober bis 30. Oktober
dienstags bis samstags
10–12 Uhr und 14–16 Uhr
sonntags 14–16 Uhr

1. November bis 15. April
dienstags bis samstags
11–12 Uhr und 14–15 Uhr
sonntags 14–15 Uhr
15. April bis 31. Mai
dienstags bis samstags
10–12 Uhr und 14–16 Uhr
sonntags 14–16 Uhr

Gottesdienste:
sonntags 10 Uhr
Internet:
www.borman-altar.de



Passionsaltar Jan Bormans des Jüngeren, 1522,
Pfarrkirche St. Marien in Güstrow



Erste Wandlung, Szenen aus dem Marienleben und
Martyrium der heiligen Katharina von Alexandria

Das Epitaph für den Rechtswissenschaftler Benedikt Carpzov aus der Universitätskirche St. Pauli in Leipzig Sachsen

Benedikt Carpzov der Jüngere leistete als bedeutender Professor der Jurisprudenz in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges Wegweisendes für die Begründung des deutschen Strafrechts. Am 27. Mai 1595 in Wittenberg als Sohn des Rechtsgelehrten Benedikt Carpzov des Älteren (1565–1624) geboren, wurde er nach Studien der Rechte und der Theologie in Wittenberg, Leipzig und Jena 1616 zum Doktor beider Rechte promoviert. Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen bot ihm eine Stelle am sächsischen Schöppenstuhl in Leipzig an, wo er 1620 außerordentlicher, 1623 ordentlicher Assessor wurde und 1632 zum Senior der Einrichtung aufstieg. Ab 1636 wirkte er am Oberhofgericht in Leipzig und wurde am 25. Juni 1639 Rat am Appellationsgericht.

Im August 1644 berief ihn der Kurfürst als Hof- und Justizienrat nach Dresden. Er trat aber sein Amt nicht an, sondern übernahm eine Professur an der juristischen Fakultät der Universität Leipzig, am 24. Februar 1648 das Ordinariat der Fakultät und den Vorsitz am Schöppenstuhl. 1653 als Geheimrat nach Dresden berufen, kehrte er 1661 nach Leipzig zurück, wo er sein Richteramt wieder aufnahm. Eine erste Ehe ging er mit Regina von Clausbruch († 1637), eine zweite mit Katharina Burchard († 1651) ein.

Mit seiner Gesamtdarstellung des Straf- und Strafprozessrechts gilt Carpzov als Wegbereiter des deutschen Strafrechts. Er wirkte ferner entscheidend an der Gestaltung der sächsischen Rechtsprechung mit, indem er die unter Karl V. geschaffene Halsgerichtsordnung so-

wie die sächsischen Gesetze einer modernen Handhabung zuführte. Nach seinem Tod am 30. August 1666 in Leipzig wurde er in der Universitätskirche beigesetzt.

Das Zentrum des noch zu Lebzeiten von Benedikt Carpzov selbst beauftragten Holzepitaphs bildet die auf Leinwand gemalte Kreuzigung Christi mit knienden Stifterfiguren in einem reich verzierten, schwarz und gold gefassten Architekturrahmen. Ovale Porträts in den seitlichen »Ohren« zeigen die beiden Ehefrauen Carpzovs, sein Bildnis im Giebel ist seit 1968 verschollen.

Das Gedächtnismal gehört zu einer Gruppe von rund 40 wertvollen Epitaphien berühmter Persönlichkeiten der Leipziger Universität aus der Zeit zwischen 1550 und 1770, die innerhalb weniger Tage gerettet wurden, als die im Zweiten Weltkrieg unversehrte Universitätskirche auf Geheiß der SED am 30. Mai 1968 gesprengt wurde. Die geborgenen Epitaphien nahmen aufgrund mangelhafter Lagerung in den Jahren der DDR großen Schaden. Gemeinsam mit der Kustodie der Universität engagiert sich insbesondere das Ortskuratorium Leipzig der Deutschen Stiftung Denkmalschutz bei der Spendensuche.

Die Restaurierung des Carpzov-Epitaphs wurde durch eine Zuwendung der ZEIT-Stiftung ermöglicht. Bei den Gemälden gewährte die Fachklasse Restaurierung der Hochschule für Bildende Künste in Dresden ihre Unterstützung. Die Epitaphien sollen als Gesamtkomplex im künftigen Paulinum des niederländischen Architekten Erick van Egeraat am Augustusplatz Aufstellung finden.

Kustodie/Kunstsammlung
der Universität Leipzig
Augustusplatz
(geplante Fertigstellung 2013)

Telefon: 0341-9730170
E-Mail: kustodie@uni-leipzig.de

Ansprechpartner:
Dr. Simone Schulz (Öffentlich-
keitsarbeit)

Gottesdienste:
sonntags 11 Uhr
Internet:
www.uni-leipzig.de/kustodie



Epitaph des Rechtswissenschaftlers
Benedict Carpzov († 30. August 1666)

Der Orgelprospekt in der Kirche St. Nikolai in Serrahn Mecklenburg-Vorpommern

Die Nikolaikirche in Serrahn im Landkreis Güstrow ist auf einer kleinen Anhöhe gelegen. Sie wurde bereits 1240 geweiht. Die Grundmauern des kreuzförmigen Baus bestehen aus Feldstein, die Wände und der Turm sind aus Backstein errichtet. Das Turmdach hat die Form einer vierseitigen Pyramide.

Die Baugeschichte der Kirche in zahlreichen Kapiteln ist ungeklärt: Um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstand wohl zunächst ein längsrechteckiger Backsteinbau mit Ecklisenen und einem Kreuzrippengewölbe. Wohl im 14./15. Jahrhundert wurde dieser Bau dann um ein kreuzrippengewölbtes querrechteckiges Joch und den Turm in Feldsteinmauerwerk verlängert.

In den Jahren 1872/73 wurde die Kirche von Th. Krüger erweitert und zu einer Kreuzkirche umgebaut. Dabei entstanden der in Backstein ausgeführte Chor, die Leichenhalle im Norden und die Sakristei im Süden. Gleichzeitig erhielt die Kirche eine neugotische Holzausstattung. Das qualitätvolle signierte Kreuzigungsgemälde von C. Pfannschmidt entstand 1874. 1963 wurde die Kirche noch einmal umfassend renoviert, 2004 wurde bei Restaurierungsarbeiten an der nördlichen Innenseite eine farbige Wandmalerei aus dem Mittelalter freigelegt. 2005 wurde der Innenraum neu ausgemalt, und im Jahr 2006 erfolgten notwendige Instandsetzun-

gen am Turmmauerwerk. Mit ihrem um 1740 entstandenen, reich ausgestalteten Orgelprospekt beherbergt die kleine Dorfkirche ein barockes Kleinod, das ein ungewöhnliches Stück Orgelgeschichte darstellt. Flankiert von acht musizierenden Engeln bekrönt eine fast lebensgroße Figur König Davids mit Harfe den Prospekt, der reich mit Akanthusblattwerk und Girlanden geschmückt ist. Ein vergleichbarer, mit Figuren bestückter Prospekt findet sich an der Orgel in der Kirche von Recknitz, östlich von Güstrow.

Die Orgel wurde bereits um 1850 komplett erneuert und 1999 im Rahmen einer Notreparatur wieder beispielbar gemacht. Der einzigartige Prospekt war in seinem Bestand akut gefährdet. An den Figuren und an der Architektur waren durch Holzschädlingsbefall bereits massive Verluste entstanden, die Farbfassung großflächig verloren. Finanziert durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, die Kirchengemeinde und die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius wurden 2009/10 Konservierungsmaßnahmen vorgenommen. Nachdem bereits 2006 an einer Musterfläche die Oberfläche gereinigt, die Farbfassung gefestigt und die Hand einer der Figuren bildplastisch ergänzt worden war, folgte in den Jahren 2009 und 2010 die Rettung der übrigen sieben Figuren.

Kirche St. Nikolai in Serrahn
18292 Serrahn (Dorf)
Ansprechpartner:
Pastor Markus Holmer
Telefon: 038456-60972
E-Mail: klaber-serrahn@
kirchenkreis-guestrow.de

Schlüssel bei Familie Hinze
An der Kirche 36
18292 Serrahn
Telefon: 038456-60182

Gottesdienste:
sonntags 10.30 Uhr
Internet: www.kirchenkreis-guestrow.de/klaber-serrahn.html



Kirche St. Nikolai in Serrahn von Osten:
1872/73 zu einer Kreuzkirche erweiterter Bau

Musizierende Engelsfiguren (Detail) und
bemalte Holzdecke über der Orgelepore



Orgelprospekt (um 1740): bekrönt mit König
David und acht musizierenden Engeln



Die barocke Inneneinrichtung der Kirche in Tribohm Mecklenburg-Vorpommern

Der Ort Tribohm wurde 1268 erstmals erwähnt, als ein Eckard von Dechow (möglicherweise Dechow bei Ratzeburg) dem Kloster Neuenkamp Land vermachte. Das Kloster übernahm 1272 das Patronat über die Kirche.

Die Dorfkirche in Tribohm ist eine der ältesten Kirchen Nordvorpommerns. Der frühgotische Saalbau mit einem eingezogenen Rechteckchor ist um 1250 als Wehrkirche aus Feldsteinen errichtet worden und weist große stilistische Ähnlichkeiten zu gleichzeitigen Bauten in der Altmark auf.

Vermutlich 1421 wurde der hölzerne Turm zugefügt. 1456 fiel das Patronat als Geschenk des Klosters Neuenkamp an die Universität Greifswald. Im Zuge des Dreißigjährigen Krieges wurde die Inneneinrichtung um 1628 durch kaiserliche Soldaten zerstört. 1745 wurden die wahrscheinlich im Nordischen Krieg zerstörte Kirche und der Turm wiederaufgebaut und die Inneneinrichtung barock gestaltet.

Der Altar besitzt eine hölzerne Säulenarchitektur mit einem Abendmahlsrelief im Sockel und einem Gemälde des auferstandenen Christus darüber, das Ende des 19. Jahrhunderts zugefügt wurde und das als Altarkreuz gebrauchte Kruzifix ersetzte. Die seitlich angeetzten Schnitzfiguren zeigen Mose und Johannes den Täufer, die darüber angebrachten Medaillons Jesus im Garten Gethsemane und die Auferstehung. Die ba-

rocke Kanzel ist am Korb mit Sitzfiguren der Evangelisten, der Schalldeckel mit dem Auge Gottes und mehreren Engeln verziert. Ebenfalls Teil der barocken Neuausstattung sind die beiden Patronatslogen.

Zwischen 1845 und 1847 wurden das Kircheninnere renoviert, farblich geändert und eine Orgel von Carl August Buchholz eingebaut.

Im Jahr 2000 galt die Dorfkirche von Tribohm als einsturzgefährdet. Schon 1997 hatte die kleine Kirchengemeinde das Dach notdürftig neu gedeckt. 1998 folgte eine Notsicherung des Dachstuhls, finanziert aus Mitteln der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.

Seit dem Jahr 2002 wurden mit Mitteln des Landes Mecklenburg-Vorpommern, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland (Stiftung KiBa), der Hermann Reemtsma Stiftung, der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, der Katharina und Gerhard Hoffmann Stiftung, der Kirchengemeinde und des Kirchenkreises sowie mit privaten Spenden Turm und Turmhelm, Mauern, Innenausstattung und Boden saniert. Ziel des im April 2010 abgeschlossenen Förderprojektes, an dem sich die ZEIT-Stiftung beteiligte, war die umfassende Restaurierung der stark beschädigten barocken Inneneinrichtung aus dem Jahr 1745 mit Altar, Kanzel und Patronatslogen.

Kirche in Tribohm
Am Tribohmer Bach 29
18320 Tribohm

Ansprechpartner:
Pastor Wehring
Telefon: 038225/223
E-Mail: ahrenshagen@
kirchenkreis-stralsund.de

Schlüssel bei Familie Peters
gegenüber der Kirche
Internet: www.kirchengemeinde-ahrenshagen.de



Sitzfiguren der Evangelisten am Kanzelkorb



Barocke Innenausstattung (1745)
der Dorfkirche in Tribohm mit Altar,
Kanzel und Patronatslogen

Anhang

Die Dorfkirche in Tribohm, eine der ältesten Kirchen in Nordvorpommern, ist um 1250 als Wehrkirche aus Feldsteinen errichtet worden





Weitere Projekte des Programms »Kulturerhalt in Ostdeutschland«

Sakralbauten

St.-Cecilien-Kilian-Kirche Bucha, Sachsen-Anhalt
Dorfkirche in Döblitz, Sachsen-Anhalt
Dorfkirche in Isterbies, Sachsen-Anhalt
Dorfkirche in Klein Luckow, Mecklenburg-Vorpommern
St.-Johanniskirche in Levin, Mecklenburg-Vorpommern
Dorfkirche in Lüskow, Mecklenburg-Vorpommern
Dorfkirche in Neuendorf, Mecklenburg-Vorpommern
Dorfkirche in Pinnow, Mecklenburg-Vorpommern
Dorfkirche in Rothenklempenow, Mecklenburg-Vorpommern
Kirche Sonnenberg, Mecklenburg-Vorpommern

Ausstattungs-elemente von Sakralbauten

Orgelempore in der Dorfkirche in Gehren, Thüringen
Grabplatte in der Kirche von Basedow, Mecklenburg-Vorpommern
Barocke Deckenmalereien in der Kirche von Dammwolde, Mecklenburg-Vorpommern
Romanische Wandfresken in der Dorfkirche Flemmingen, Sachsen-Anhalt

Impressum

Herausgeber:
Dr. Andreas Hoffmann /
ZEIT-Stiftung
Ebelin und Gerd Bucerius

Feldbrunnenstraße 56
20148 Hamburg
Telefon: 040-413366
Telefax: 040-41336700
E-Mail: zeit-stiftung@zeit-stiftung.de
Internet: www.zeit-stiftung.de
Die ZEIT-Stiftung Ebelin und
Gerd Bucerius ist Mitglied
des Bundesverbandes Deutscher
Stiftungen e. V. und des European
Foundation Centre, Brüssel

Verantwortlich:
Prof. Dr. Michael Göring
Dr. Andreas Hoffmann
Text und Redaktion:
Dr. Andreas Hoffmann
Redaktionelle Mitarbeit:
Anna-Maria Grust
Bildredaktion:
Anna-Maria Grust
Axel Schuster
Lektorat: Anke Beck
Gestaltung:
www.qart.de
Produktion:
Anja Uhlich, Hamburg
Lithographie:
Appel Grafik, Hamburg
Druck:
BerlinDruck, Achim

ZEIT-Stiftung
Ebelin und Gerd Bucerius,
Hamburg, im Frühjahr 2012

Bildnachweis

- | | | | |
|----|--|-----|--|
| 7 | Michael Zapf | 63 | Klaus Berge |
| 15 | Horst Fechner | 65 | Uwe Edom |
| 16 | Brigitta Kowsky | 67 | Michael Zapf |
| 18 | Bach-Archiv Leipzig | 69 | Foto Peters (Greifswald) |
| 21 | links: Brigitta Kowsky
rechts oben: Jens Volz
rechts unten: Jens Volz | 71 | Michael Zapf |
| 23 | oben: Bach-Archiv Leipzig,
Foto: Homann Güner Blum
(Hannover)
unten links: Bach-Archiv
Leipzig, Foto: Daniela Friebel
unten rechts: Bach-Archiv Leipzig,
Foto: Homann Güner Blum
(Hannover) | 73 | Berthold Brinkmann |
| 25 | oben: Horst Fechner
Mitte: Thomas Ziegler
unten: Thomas Ziegler | 75 | Berthold Brinkmann |
| 27 | Horst Fechner | 77 | Ursula Brichta |
| 29 | Peter Lisker | 79 | Ursula Brichta |
| 31 | Heinrich-Schütz-Haus Weißenfels | 81 | oben: Christine Johannsen
unten: Förderverein St. Georgen
Parchim, Foto: Manfred Arndt |
| 33 | Bildarchiv der Vereinigten
Domstifter zu Merseburg und
Naumburg und des Kollegiatstifts
Zeit, Bildarchiv Naumburg,
Foto: Sarah Weiselowski | 83 | links: Förderverein St. Georgen
Parchim, Foto: Manfred Arndt
rechts: Christine Johannsen |
| 34 | Bildarchiv der Vereinigten
Domstifter zu Merseburg und
Naumburg und des Kollegiatstifts
Zeit, Bildarchiv Naumburg,
Foto: Sarah Weiselowski | 85 | Christine Johannsen |
| 36 | bis 49: Bildarchiv der Vereinigten
Domstifter zu Merseburg und Naum-
burg und des Kollegiatstifts Zeit | 87 | Michael Zapf |
| 51 | Michael Zapf | 89 | Berthold Brinkmann |
| 52 | Berthold Brinkmann | 91 | Berthold Brinkmann |
| 54 | Michael Zapf | 93 | Michael Zapf |
| 56 | Michael Zapf | 95 | Michael Zapf |
| 59 | Michael Zapf | 97 | Andreas Ilse |
| 61 | Michael Zapf | 99 | Michael Zapf |
| | | 100 | Michael Zapf |
| | | 102 | Ingenieurbüro Hermanns GmbH |
| | | 105 | Ingenieurbüro Hermanns GmbH |
| | | 107 | Michael Zapf |
| | | 109 | Michael Zapf |
| | | 111 | Kustodie – Foto: Marion Wenzel |
| | | 113 | Heiko Brandner |
| | | 115 | Michael Zapf |
| | | 117 | Michael Zapf |